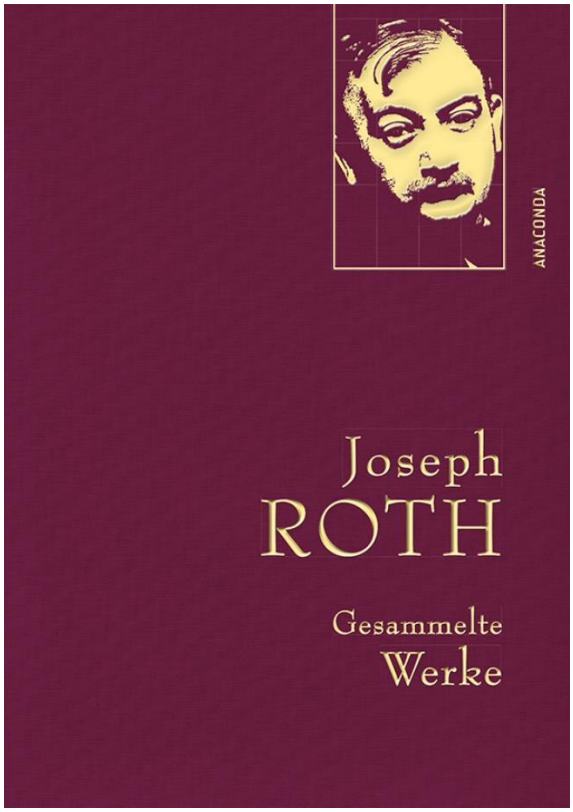

Leseprobe

Joseph Roth

Joseph Roth,Gesammelte Werke

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €

Penguin Random House Verlagsgruppe | amazon.de | bücher.de | eBook.de
genialokal.de | Thalia | Hugendubel.de Das Lesen ist schön! | Weltbild.de

Seiten: 800

Erscheinungstermin: 07. Oktober 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Joseph Roth
Gesammelte Werke

Joseph Roth

Gesammelte Werke

Anaconda

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2015 Anaconda Verlag GmbH, Köln
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotiv: Joseph Roth (1930) / akg-images
Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bonn
Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Ratingen
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-7306-0285-0
www.anacondaverlag.de
info@anacondaverlag.de

Inhalt

Der Vorzugsschüler (1916) 7

Barbara (1918) 25

Karriere (1920) 37

Von dem Orte, von dem ich
jetzt sprechen will … (undatiert) 47

Kranke Menschheit (undatiert) 57

Immer seltener werden
in dieser Welt … (undatiert) 73

Das Kartell (1923) 81

Hotel Savoy (1924) 93

April (1925) 205

Der blinde Spiegel (1925) 229

Das reiche Haus gegenüber (1928) 273

Erdbeeren (1929) 279

Heute früh kam ein Brief … (undatiert) 315

Jugend (undatiert) 327

Hiob (1930) 337

Stationschef Fallmerayer (1933) 495

Triumph der Schönheit (1935) 525

Die Büste des Kaisers (1935) 557

Die Kapuzinergruft (1938) 585

Die Legende vom heiligen Trinker (1939) 725

Der Leviathan (1940) 761

Der Vorzugsschüler

(1916)

Des Briefträgers Andreas Wanzls Söhnchen, Anton, hatte das merkwürdigste Kindergesicht von der Welt. Sein schmales, blasses Gesichtchen mit den markanten Zügen, die eine gekrümmte, ernste Nase noch verschärfte, war von einem äußerst kargen weißgelben Haarschopf gekrönt. Eine hohe Stirn thronte ehrfurchtgebietend über dem kaum sichtbaren weißen Brauenpaar, und darunter sahen zwei blassblaue, tiefe Äuglein sehr altklug und ernst in die Welt. Ein Zug der Verbissenheit trotzte in den schmalen, blassen, zusammengepressten Lippen, und ein schönes, regelmäßiges Kinn bildete einen imposanten Abschluss des Gesichtes. Der Kopf stak auf einem dünnen Halse, sein ganzer Körperbau war schmächtig und zart. Zu seiner Gestalt bildeten nur die starken roten Hände, die an den dünn-gebrechlichen Handgelenken wie lose angeheftet schlenkerten, einen sonderbaren Gegensatz. Anton Wanzl war stets nett und reinlich gekleidet. Kein Stäubchen auf seinem Rock, kein winziges Loch im Strumpf, keine Narbe, kein Ritz auf dem glatten, blassen Gesichtchen. Anton Wanzl spielte selten, raufte nie mit den Buben und stahl keine roten Äpfel aus Nachbars Garten. Anton Wanzl *lernte* nur. Er lernte vom Morgen bis spät in die Nacht. Seine Bücher und Hefte waren fein säuberlich in knatterndes weißes Packpapier gehüllt, auf dem ersten Blatte stand in der für ein Kind seltsam kleinen, netten Schrift sein Name. Seine glänzenden Zeugnisse lagen feierlich gefaltet in einem großen ziegelroten Kuvert dicht neben dem Album mit den wunderschönsten Briefmarken, um die Anton noch mehr als um seine Zeugnisse beneidet wurde.

Anton Wanzl war der ruhigste Junge im ganzen Ort. In der Schule saß er still, die Arme nach Vorschrift »verschränkt«, und

starrte mit seinen altklugen Äuglein auf den Mund des Lehrers. Freilich war er Primus. Ihn hielt man stets als Muster der ganzen Klasse vor, seine Schulhefte wiesen keinen roten Strich auf, mit Ausnahme der mächtigen 1, die regelmäßig unter allen Arbeiten prangte. Anton gab ruhige, sachliche Antworten, war stets vorbereitet, nie krank. Auf seinem Platz in der Schulbank saß er wie angenagelt. Am unangenehmsten waren ihm die Pausen. Da mussten alle hinaus, das Schulzimmer wurde gelüftet, nur der »Aufseher« blieb. Anton aber stand draußen im Schulhof, drückte sich scheu an die Wand und wagte keinen Schritt, aus Furcht, von einem der rennenden, lärmenden Knaben umgestoßen zu werden. Aber wenn die Glocke wieder läutete, atmete Anton auf. Bedächtig, wie sein Direktor, schritt er hinter den drängenden, polternden Jungen einher, bedächtig setzte er sich in die Bank, sprach zu keinem ein Wort, richtete sich kerzengerade auf und sank automatenhaft wieder auf den Platz nieder, wenn der Lehrer »Setzen!« kommandiert hatte.

Anton Wanzl war kein glückliches Kind. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte ihn. Ein eiserner Wille zu glänzen, alle seine Kameraden zu überflügeln, rieb fast seine schwachen Kräfte auf. Vorderhand hatte Anton nur *ein* Ziel. Er wollte »Aufseher« werden. Das war nämlich zurzeit ein anderer, ein »minder guter« Schüler, der aber der Älteste in der Klasse war und dessen respektables Alter im Klassenlehrer Vertrauen erweckt hatte. Der »Aufseher« war eine Art Stellvertreter des Lehrers. In dessen Abwesenheit hatte der also ausgezeichnete Schüler auf seine Kollegen aufzupassen, die Lärmenden »aufzuschreiben« und dem Klassenlehrer anzugeben, für eine blanke Tafel, feuchten Schwamm und zugespitzte Kreide zu sorgen, Geld für Schulhefte, Tintenfässer und Reparaturen rissiger Wände und zerbrochener Fensterscheiben zu sammeln. Ein solches Amt imponierte dem kleinen Anton gar gewaltig. Er brütete in schlaflosen Nächten grimmige, racheheiße Pläne aus, er sann unermüdlich nach, wie er den »Aufseher« stürzen könnte, um selber dieses Ehrenamt zu übernehmen. Eines Tages hatte er es heraus.

Der »Aufseher« hatte eine merkwürdige Vorliebe für Farbenstifte und -tinten, für Kanarienvögel, Tauben und junge Küchlein. Geschenke solcher Art konnten ihn leicht bestechen, und der Geber durfte nach Herzenslust lärmen, ohne angezeigt zu werden. Hier wollte Anton eingreifen. Er selbst gab nie Geschenke. Aber noch ein zweiter Junge zahlte keinen Tribut. Es war der Ärmste der Klasse. Da der »Aufseher« den Anton nicht anzeigen konnte, weil man diesem Jungen keinen Schabernack zutraute, war der arme Knabe das tägliche Opfer der aufseherischen Anzeigenwut. Hier konnte Anton ein glänzendes Geschäft machen. Keiner würde ahnen, dass er »Aufseher« werden wolle. Nein, nahm er sich des armen, windelweich geprügelten Jungen an und verriet er dem Lehrer die schändliche Bestechlichkeit des jungen Tyrannen, so würde man das sehr gerecht, ehrlich und mutig nennen. Aber auch kein anderer hatte dann Aussicht auf den vakanten Aufseherposten als eben Anton. Und so fasste er sich eines Tages ein Herz und schwärzte den »Aufseher« an. Derselbe wurde sofort unter Verabreichung einiger Rohrstockstreiche seines Amtes enthoben und Anton Wanzl zum »Aufseher« feierlich ernannt. Er hatte es erreicht.

Anton Wanzl saß sehr gerne auf dem schwarzen Katheder. Es war so ein wonniges Gefühl, von einer respektablen Höhe aus das Klassenzimmer zu überblicken, mit dem Bleistift zu kritzeln, hie und da Mahnungen auszuteilen und ein bisschen Vorsehung zu spielen, indem man ahnungslose Polterer aufschrieb, der gerechten Strafe zuführte und im Vorhinein wusste, wen das unerbittliche Schicksal ereilen werde. Man wurde vom Lehrer ins Vertrauen gezogen, durfte Schulhefte tragen, konnte wichtig erscheinen, genoss ein Ansehn. Aber Anton Wanzls Ehrgeiz ruhte nicht. Stets hatte er ein neues Ziel vor Augen. Und darauf arbeitete er mit allen Kräften los.

Dabei konnte er aber keineswegs ein »Lecker« genannt werden. Er bewahrte äußerlich stets seine Würde, jede seiner kleinen Handlungen war wohldurchdacht, er erwies den Lehrern kleine Aufmerksamkeiten mit einem ruhigen Stolz, half ihnen in die Überröcke

mit der strengsten Miene, und jede seiner Schmeicheleien war unauffällig und hatte den Charakter einer Amtshandlung.

Zu Hause hieß er »Tonerl« und galt als Respektsperson. Sein Vater hatte das charakteristische Wesen eines kleinstädtischen Briefträgers, halb Amtsperson, halb privater Geheimsekretär und Mitwisser mannigfaltiger Familiengeheimnisse, ein bisschen würdevoll, ein bisschen untertänig, ein wenig stolz, ein wenig trinkgeldbedürftig. Er hatte den charakteristischen geknickten Gang der Briefträger, scharrte mit den Füßen, war klein und dürr wie ein Schneiderlein, hatte eine etwas zu weite Amtskappe und bisschen zu lange Hosen an, war aber im Übrigen ein recht »anständiger Mensch« und erfreute sich bei Vorgesetzten und Bürgern eines gewissen Ansehens.

Seinem einzigen Söhnchen bewies Herr Wanzl eine Hochachtung, wie er sie nur noch vor dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Postverwalter hatte. Ja, dachte sich oftmals Herr Wanzl an seinen freien Sonntagnachmittagen: Der Herr Postverwalter ist eben ein Postverwalter. Aber was mein Anton noch alles werden kann! Bürgermeister, Gymnasialdirektor, Bezirkshauptmann und – hier machte Herr Wanzl einen großen Sprung – vielleicht gar Minister? Wenn er solche Gedanken seiner Frau äußerte, so führte diese erst den rechten, dann den linken blauen Schürzenzipfel an beide Augen, seufzte ein bisschen und sagte bloß: »Ja, ja.« Denn Frau Margarethe Wanzl hatte vor Mann und Sohn einen gewaltigen Respekt, und wenn sie schon einen Briefträger hoch über alle andern stellte, wie nun gar einen Minister?!

Der kleine Anton aber vergalt den Eltern ihre Sorgfalt und Liebe mit sehr viel Gehorsam. Freilich, das fiel ihm gar nicht allzu schwer. Denn da seine Eltern wenig befahlen, hatte Anton wenig zu gehorchen. Aber zugleich mit seinem Ehrgeiz, der beste Schüler zu sein, ging auch sein Bestreben, ein »guter Sohn« genannt zu werden. Wenn ihn seine Mutter vor den Frauen lobte, sommers, draußen vor der Türe, auf der dottergelben Holzbank, und Anton auf dem Hühnerbauer mit seinem Buche saß, so schwoll sein Herz vor Stolz.

Er machte freilich dabei die gleichgültigste Miene, schien, ganz in seine Sache vertieft, von den Weiberreden kein Wort zu hören. Denn Anton Wanzl war ein geriebener Diplomat. Er war so gescheit, dass er nicht gut sein konnte.

Nein, Anton Wanzl war nicht gut. Er hatte keine Liebe, er fühlte kein Herz. Er tat nur, was er für klug und praktisch fand. Er gab keine Liebe und verlangte keine. Nie hatte er das Bedürfnis nach einer Zärtlichkeit, einer Liebkosung, er war nicht wehleidig, er weinte nie. Anton Wanzl hatte auch keine Tränen. Denn ein braver Junge *durfte* nicht weinen.

So wurde Anton Wanzl älter. Oder besser: Er wuchs heran. Denn jung war Anton nie gewesen.

Anton Wanzl änderte sich auch nicht im Gymnasium. Nur in seinem äußeren Wesen war er noch sorgfältiger geworden. Er war weiter der Vorzugsschüler, der Musterknabe, fleißig, sittsam und tugendhaft, er beherrschte alle Gegenstände gleich gut und hatte keine sogenannten »Vorlieben«, weil er überhaupt nichts hatte, was mit Liebe zusammenhing. Nichtsdestoweniger deklamierte er Schillersche Balladen mit feurigem Pathos und künstlerischem Schwung, spielte Theater bei verschiedenen Schulfeiern, sprach sehr altklug und weise von der Liebe, verliebte sich aber selbst nie und spielte den jungen Mädchen gegenüber die langweilige Rolle des Mentors und Pädagogen. Aber er war ein vorzüglicher Tänzer, auf Kränzchen gesucht, von tadellos lackierten Manieren und Stiefeln, steifgebügelter Haltung und Hose, und seine Hemdbrust ersetzte an Reinheit, was seinem Charakter von dieser Eigenschaft fehlte. Seinen Kollegen half er stets, aber nicht weil er helfen wollte, sondern aus Furcht, er könnte einmal auch was vom andern brauchen. Seinen Lehrern half er weiter in die Überröcke, war stets bei der Hand, wenn man ihn brauchte, aber ohne Aufsehen zu erregen, und wurde trotz seines kränklichen Aussehens nie krank.

Nach der glänzend bestandenen Matura, den obligaten Glückwünschen und Gratulationen, den elterlichen Umarmungen und Küssen dachte Anton Wanzl über die weitere Richtung seiner Studien nach. Theologie! Dazu hätte er sich vielleicht am besten

geeignet, dazu befähigte ihn seine blasse Scheinheiligkeit. Aber – Theologie! Wie leicht konnte man sich da kompromittieren! Nein, das war es nicht. Arzt werden, dazu liebte er die Menschen zu wenig. Advokat wäre er gerne geworden, Staatsanwalt am liebsten – aber Jurisprudenz – das war nicht vornehm, galt nicht für ideal. Aber man war Idealist, wenn man Philosophie studierte. Und zwar: Literatur. Ein »Bettlerberuf« – sagten die Leute. Aber man konnte zu Geld und Ansehn kommen, wenn man es geschickt anstellte. Und etwas geschickt anstellen – das konnte Anton.

Anton war also Student. Aber einen so »soliden« Studenten hatte die Welt noch nicht gesehen. Anton Wanzl rauchte nicht, trank nicht, schlug sich nicht. Freilich, einem Verein musste er angehören, das lag tief in seiner Natur. Er musste Kollegen haben, die er überflügeln konnte, er musste glänzen, ein Amt haben, Vorträge halten. Und wenn auch die übrigen Vereinsmitglieder Anton ins Gesicht lachten, ihn einen Stubenhocker und Büffler nannten, so hatten sie doch im Stillen einen gewaltigen Respekt vor dem jungen Menschen, der noch in den grünen Semestern steckte und dennoch ein so ungeheures Wissen besaß.

Auch bei den Lehrern fand Anton Achtung. Dass er klug war, erkannten sie auf den ersten Blick. Er war übrigens ein äußerst notwendiges Nachschlagewerk, ein wandelndes Lexikon, er wusste alle Bücher, Verfasser, Jahreszahlen, Verlagsbuchhandlungen, er kannte alle neuen, verbesserten Auflagen, er war ein Schnüffler und Bücherwurm. Aber er hatte auch eine scharfe Kombinationsgabe, ein klein bisschen Stoffhuber, was den Professoren aber am meisten behagte, war eine wahrhaft köstliche Naturgabe. Er konnte nämlich stundenlang mit dem Kopf nicken, ohne zu ermüden. Er gab immer recht. Dem Professor gegenüber kannte er keinen Widerspruch. Und so kam es, dass Anton Wanzl in den Seminarübungen eine bekannte Persönlichkeit war. Er war stets gefällig, immer ruhig und dienstbeflissen, er fand unauffindbare Bücher auf, schrieb Zettel aus und Vortragsankündigungen, aber auch Überröcke hielt er weiter, war Schweizer, Türsteher, Professorenbegleiter.

Nur auf *einem* Gebiete hatte Anton Wanzl sich noch nicht hervorgetan: auf dem der Liebe. Aber er hatte kein Bedürfnis nach Liebe. Freilich, wenn er so im Stillen überlegte, so fand er, dass erst der Besitz eines Weibes ihm bei Freunden und Kollegen die vollkommenste Achtung verschaffen konnte. Dann erst würden die Spötteleien aufhören, dann stände er, Anton, da, ehrfurchtgebietend, hoch geachtet, unerreichbar, das Muster eines Mannes.

Und auch seine unermessliche Herrschsucht verlangte nach einem Wesen, das ihm vollständig ergeben wäre, das er kneten und formen konnte nach seinem Willen. Anton Wanzl hatte bis jetzt gehorcht. Nun wollte er einmal befehlen. In allem gehorchen würde ihm nur ein liebendes Weib. Man musste es nur geschickt anstellen. Und etwas geschickt anstellen, das konnte Anton. –

Die kleine Mizzi Schinagl war Miederverkäuferin bei Popper, Eibenschütz & Co. Sie war ein nettes, dunkles Ding mit zwei großen braunen Rehaugen, einem schnippischen Näschen und einer etwas zu kurzen Oberlippe, sodass das blitzblanke Mäuschengebiss schimmernd hervorblinkte. Sie war schon »wie verlobt«, und zwar mit Herrn Julius Reiner, Commis und Spezialist in Krawatten und Schnupftüchern, ebenfalls bei der Firma Popper, Eibenschütz & Co. An dem sauberen jungen Mann fand Mizzi zwar ein ziemliches Wohlgefallen, aber ihr kleines Köpfchen und noch weniger ihr Herz konnte sich den Herrn Julius Reiner als den Gatten der Mizzi Schinagl vorstellen. Nein, der konnte unmöglich ihr Mann werden, der junge Mensch, der noch vor kaum zwei Jahren von Herrn Markus Popper zwei schallende Ohrfeigen erhalten hatte. Mizzi musste einen Mann haben, zu dem sie aufblicken sollte, einen Ehrenmann von höherer sozialer Stellung. Das echt weibliche Wesen, dessen angeborenen Takt ein Mann erst durch Bildung erwerben muss, empfand manche Seiten des Spezialisten in Krawatten und Schnupftüchern doppelt unschön. Am liebsten wäre Mizzi Schinagl ein junger Student gewesen, einer von den vielen bunt bekappten jungen Leuten, die draußen nach Geschäftsschluss auf die weiblichen Angestellten warteten. Mizzi hätte sich so gerne von einem Herrn auf der Straße

ansprechen lassen, wenn nur der Julius Reiner nicht so furchtbar achtgegeben hätte.

Aber da hatte grade ihre Tante, Frau Marianne Wontek in der Josefstadt, einen neuen, liebenswürdigen Zimmerherrn bekommen. Herr Anton Wanzl war zwar sehr ernst und gelehrt, aber von einer zuvorkommenden Höflichkeit, besonders Fräulein Mizzi Schinagl gegenüber. Sie brachte ihm an den Sonntagnachmittagen den Jausenkaffee in seine Stube, und der junge Herr dankte immer mit einem freundlichen Wort und einem warmen Blick. Ja, einmal lud er sie sogar zum Sitzen ein, aber Mizzi dankte, murmelte etwas von Nicht-stören-Wollen, errötete und schlüpfte etwas verwirrt ins Zimmer der Tante. Als Herr Anton aber sie einmal auf der Straße grüßte und sich anschloss, ging Mizzi sehr gerne mit, machte sogar einen kleinen Umweg, um zu ihrer Wohnung zu gelangen, verabredete mit Herrn stud. phil. Anton Wanzl ein Rendezvous am Sonntag und zankte am nächsten Morgen mit Julius Reiner.

Anton Wanzl erschien einfach, aber elegant gekleidet, sein fades, blasses Haar war heute sorgfältiger gescheitelt als je, eine kleine Erregung war seinem weißen, kalten Marmorantlitz doch anzumerken. Er saß im Stadtpark neben Mizzi Schinagl und dachte angestrengt darüber nach, was er eigentlich reden sollte. In einer solch fatalen Situation war er noch nie gewesen. Aber Mizzi wusste zu plaudern. Sie erzählte das und jenes, es wurde Abend, der Flieder duftete, die Amsel schlug, der Mai kicherte aus dem Gebüsch, da vergaß sich Mizzi Schinagl und sagte etwas unvermittelt: »Du, Anton, ich liebe dich.« Herr Anton Wanzl erschrak ein wenig, Mizzi Schinagl noch mehr, sie wollte ihr glühendes Gesichtchen irgendwo verbergen und wusste kein besseres Versteck als Herrn Anton Wanzls Rockklappen. Herrn Anton Wanzl war das noch nie passiert, seine steife Hemdbrust knackte vernehmlich, aber er fasste sich bald – einmal musste das doch geschehn!

Als er sich beruhigt hatte, fiel ihm etwas Vortreffliches ein. »Ich bin dîn, du bist mîn«, zitierte er halblaut. Und daran knüpfte er einen kleinen Vortrag über die Periode der Minnesinger, er sprach

mit Pathos von Walther von der Vogelweide, kam auch auf die erste und zweite Lautverschiebung, von da auf die Schönheit unserer Muttersprache und ohne einen rechten Übergang auf die Treue der deutschen Frauen. Mizzi lauschte angestrengt, sie verstand kein Wort, aber das war eben der Gelehrte, so musste ein Mann wie Herr Anton Wanzl eben sprechen. Sein Vortrag kam ihr just so schön vor wie das Pfeifen der Amsel und das Flöten der Nachtigall. Aber vor lauter Liebe und Frühling hielt sie es nicht länger aus und unterbrach Antons wunderschönen Vortrag durch einen recht angenehmen Kuss auf die schmalen, blassen Lippen Wanzls, den dieser zu erwidern nicht minder angenehm fand. Bald regnete es Küsse auf ihn nieder, derer sich Herr Wanzl weder erwehren konnte noch wollte. Sie gingen schließlich stumm nach Hause, Mizzi hatte zu viel auf dem Herzen, Anton wusste trotz angestrengten Nachdenkens kein Wort zu finden. Er war froh, als ihn Mizzi nach einem Dutzend heißer Küsse und Umarmungen entlassen hatte.

Seit jenem denkwürdigen Tage »liebten« sie sich.

Herr Anton Wanzl hatte sich bald gefunden. Er lernte an Wochentagen und liebte an Sonntagen. Seinem Stolze schmeichelte es, dass er von einigen »Bundesbrüdern« mit Mizzi gesehen und mit einem vieldeutigen Lächeln begrüßt worden war. Er war fleißig und ausdauernd, und nicht mehr lange dauerte es, und Herr Anton Wanzl war Doktor.

Als »Probekandidat« kam er ins Gymnasium, von den Eltern brieflich bejubelt und beglückwünscht, von den Professoren »wärmstens« empfohlen, von dem Direktor herzlich begrüßt.

Hofrat Sabbäus Kreitmeyr war Direktor des II. k. k. Staatsgymnasiums, ein Philologe von Ruf, mit vielen sogenannten »Verbindungen«, bei den Schülern beliebt, bei Vorgesetzten gut angeschrieben, und verkehrte in der besten Gesellschaft. Seine Frau Cäcilie wusste ein »großes Haus« zu führen, veranstaltete Abende und Bälle, die den Zweck hatten, das einzige Töchterchen des Direktors, Lavinia – wie dieser sie etwas unpassend benannt hatte –, unter die Haube zu bringen. Hofrat Sabbäus Kreitmeyr war, wie

die meisten Gelehrten alten Schlages, ein Pantoffelheld, er fand alles für richtig, was seine würdige Gemahlin anordnete, und glaubte an sie wie an die alleinseligmachenden Regeln der lateinischen Grammatik. Seine Lavinia war ein sehr gehorsames Kind, las keine Romane, beschäftigte sich nur mit der antiken Mythologie und verliebte sich nichtsdestoweniger in ihren jungen Klavierlehrer, den Virtuosen Hans Pauli.

Hans Pauli war eine echte Künstlernatur. Das naive Kindergemüt Lavinias hatte es ihm angetan. Er war in der Liebe noch recht unerfahren, Lavinia war das erste weibliche Wesen, mit dem er stundenlang zusammensaß, bei ihr fand er Bewunderung, die ihm sonst nicht sehr oft zuteilwurde; und wenn auch die Hofratstochter nicht schön zu nennen war – sie hatte eine etwas zu breite Stirn und wässerige, farblose Augen –, so konnte man sie doch nicht, schon ihrer schönen Statur wegen, gerade unhübsch nennen. Hans Pauli träumte zudem von einer »deutschen« Frau, hielt viel auf Treue und verlangte, wie die meisten Künstler, ein weibliches Weib, bei dem er seine Launen austoben, aber auch Trost und Erholung finden könnte. Nun schien ihm Fräulein Lavinia dazu am besten geeignet, und da noch um sie der Zauber knospender Jugend wehte, schlug die Künstlerfantasie Herrn Hans Pauli ein Schnippchen, und der angehende Virtuose von Ruf verliebte sich stracks in Fräulein Lavinia Kreitmeyr.

Wie es um die beiden stand, erkannte Herr Anton Wanzl gleich am ersten Abend, den er im Kreitmeyrschen Hause zubrachte. Lavinia Kreitmeyr gefiel ihm nicht im Geringsten. Aber der Instinkt, mit dem Vorzugsschüler des Lebens stets ausgerüstet sind, sagte ihm, dass Lavinia eine gar passende Frau für ihn wäre und Herr Hofrat Sabbäus ein noch passenderer Schwiegervater. Diesen kindischen Künstler Pauli konnte man leicht an die Luft setzen. Man musste es nur geschickt anstellen. Und etwas geschickt anstellen – das verstand Anton.

Herr Anton Wanzl hatte es nach einer halben Stunde herausgefunden, dass Frau Cäcilie die wichtigste Rolle im Hause spielte.

Wollte er die Hand des Frl. Lavinia, so musste er vor allem das Herz der Mutter gewinnen. Und da er sich auf die Unterhaltung älterer Matronen besser verstand als auf die junger Mädchen, so verband er nach der alten lateinischen Regel das dulce mit dem utile und machte den Kavalier der Frau Direktor. Er sagte ihr manche zarte Schmeichelei, die ein Pauli in seiner reinen Torheit Fräulein Lavinia gesagt hätte. Und bald hatte Frau Cäcilie Kreitmeyr den Herrn Anton Wanzl ins Herz geschlossen. Seinem Rivalen Hans Pauli gegenüber benahm sich Anton mit kühner ironisierender Höflichkeit. Dem Musiker verriet sein künstlerisches Feingefühl, mit wem er es zu tun habe. Er, der Tor, das Kind, durchschaute Herrn Anton Wanzl tiefer als alle Professoren und weisen Männer. Aber Hans Pauli war kein Diplomat. Er äußerte Anton Wanzl gegenüber stets unverhohlen seine Meinung. Anton blieb kühl und sachlich, Pauli erhitzte sich, Anton rückte bald mit seiner schweren Rüstung der Gelehrsamkeit ins Feld, gegen solche Waffen konnte Hans Pauli nichts ausrichten, denn er war wie so viele Musiker ohne größeres Wissen, seine schwerfällige Verträumtheit erdrückte in ihm dasjenige, was man in der Gesellschaft »Geist« nennt, und er musste sich beschämt zurückziehen.

Fräulein Lavinia Kreitmeyr schwärmte zwar für Bach und Beethoven und Mozart, aber als rechte Tochter eines Philologen von Ruf hatte sie eine gleich große Verehrung für die Wissenschaft. Hans Pauli war ihr wie ein Orpheus erschienen, dem Flora und Fauna lauschen mussten. Nun aber war ein Prometheus gekommen, der das heilige Feuer vom Olymp geradewegs in die Wohnung des Herrn Hofrat Kreitmeyr brachte. Hans Pauli aber hatte sich mehrere Male blamiert, er zählte in der Gesellschaft kaum mit. Auch war Anton Wanzl ein Mann, den auch der Hofrat sehr hochstellte, den Mama so sehr lobte. Lavinia war eine gehorsame Tochter. Und als Herr Kreitmeyr ihr eines Tages riet, Herrn Dr. Wanzl die Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen, sagte sie: »Ja.« Ein gleiches »Ja« bekam auch der hocherfreute Anton zu hören, als er bei Fräulein Lavinia bescheiden anfragte. Die Verlobung wurde für einen be-

stimmten Tag, den Geburtstag der Lavinia, angesetzt. Hans Pauli aber verstand jetzt die Tragik seines Künstlerlebens. Er war verzweifelt, dass man ihm einen Anton Wanzl vorgezogen, er hasste die Menschen, die Welt, Gott. Dann setzte er sich auf einen Dampfer, reiste nach Amerika, spielte in Kinos und Varietés, wurde ein verlottertes Genie und starb schließlich vor Hunger auf der Straße. An einem wunderschönen Juniabend wurde im hofrätlichen Hause die Verlobung gefeiert. Frau Cäcilie rauschte in grauseidenem Kleide, Herr Hofrat Kreitmeyr fühlte sich unbehaglich in seinem schlecht sitzenden Frack und zupfte abwechselnd bald an seiner windschiefen Krawatte, bald an den blitzblanken Manschettenröllchen. Herr Anton strahlte vor Freude an der Seite seiner hell gekleideten, etwas ernsten Braut, Toaste wurden gehalten und erwidert, Becher erklangen, Hochrufe dröhnten bis hinaus durch die offenen Fenster in das Tuten der Autos.

Draußen rauschten die Wellen der Donau ihr uraltes Lied von Werden und Vergehen. Sie trugen die Sterne mit und die weißen Wölklein, den blauen Himmel und den Mond. In heiß duftenden Jasminbüschen lag die Nacht und hielt den Wind in ihren weichen Armen, dass nicht der leiseste Hauch durch die schwüle Welt ging.

Mizzi Schinagl stand am Ufer. Sie fürchtete sich nicht vor dem tiefdunklen Wasser unten. Drin musste es wohlig und weich sein, man stieß sich nicht an Kanten und Ecken wie auf der dummen Erde droben, und nur Fische gab es drin, stumme Wesen, die nicht lügen konnten, so entsetzlich lügen wie die bösen Menschen. Stumme Fische!

Stumme! Auch ihr Kindchen war stumm, tot geboren. »Es ist am besten so«, hatte Tante Marianne gesagt. Ja, ja, es war wirklich am besten. Und das Leben war doch so schön! Heute, vor einem Jahr. Ja, wenn das Kindchen lebte, so musste auch sie leben, die Mutter. Aber so! Das Kind war tot, und das Leben tot – –

Durch die nächtliche Stille klang plötzlich ein Lied aus tiefen Männerkehlen. Burschengesänge, alte Lieder – Studenten waren es. Ob wohl alle Studenten so waren? Nein! Der Wanzl! Der war

doch nicht einmal ein richtiger Student! Oh, sie kannte ihn gut! Ein Feigling war er, ein Heuchler, ein Scheinheiliger! Oh, wie sie ihn hasste!

Die Lieder klangen immer näher. Deutliche Schritte waren vernehmbar.

Antons »Bundesbrüder« kehrten von einem Sommerfest zurück. Herr stud. jur. Xandl Hummer, hoch in den Dreißigern, im 18. Semester, »Bierfass« genannt, betrank sich nicht leicht und holte jetzt rüstig aus. Seine kleinen Äuglein erspähten dort ferne am Ufer eine Frauengestalt. »Holla. Brüder, es gilt ein Leben zu retten!«, sagte er.

»Fräulein«, rief er, »warten Sie einen Augenblick! Ich komm' schon!« Mizzi Schinagl sah trübe in das aufgedunsene rote Gesicht Xandls. Ein jäher Gedanke durchzuckte ihr Hirn. Wie, wenn – – Ja, ja, sie wollte sich rächen! Rächen an der Welt, an der Gesellschaft!

Mizzi Schinagl lachte. Ein gelles, schneidendes Lachen. So lacht eine – dachte sie. Nur noch einen Blick warf sie ins Wasser. Und starrte dann eine Weile in die Luft.

Sie hörte nicht die rohen Späße des Studenten. Er aber nahm ihren Arm. Im Triumph wurde sie auf die »Bude« Xandls geführt.

Am nächsten Morgen brachte sie »Bierfass« in die »Pension« zu »Tante« Waclawa Jancic am Spittel. –

Herr Anton Wanzl war mit seiner jungen Frau von der Ferien- und Hochzeitsreise zurückgekehrt. Er war ein gewissenhafter, strenger, gerechter Lehrer. Er wuchs in den Augen der Vorgesetzten, spielte eine Rolle in der besseren Gesellschaft und arbeitete an einem wissenschaftlichen Werk. Sein Gehalt stieg und stieg, er wuchs von einer Rangklasse in die andere. Seine Eltern hatten ihm den Gefallen erwiesen und waren kurz nach seiner Hochzeit beide fast in derselben Zeit gestorben. Herr Anton Wanzl aber ließ sich jetzt zu der größten Verwunderung aller in seine Heimatstadt versetzen.

Das kleine Gymnasium verwaltete dort ein alter Direktor, ein lässiger Mann, alleinstehend, ohne Weib und Kind, der nur in der Vergangenheit lebte und sich um seine Pflichten nicht kümmerte. Nichtsdestoweniger war ihm sein Amt lieb geworden, er musste

lachende, junge Gesichter um sich sehen, seine Bäume im großen Park pflegen, von den Bürgern des Städtchens ehrfürchtig gegrüßt werden. Man hatte drüben im Landesschulrat Mitleid mit dem alten Manne und wartete nur noch auf seinen Tod.

Anton Wanzl kam und nahm die Verwaltung der Schule in die Hand. Als Rangältester wurde er Sekretär, er schrieb Berichte an den Schulrat, bekam die Kasse in Verwaltung, beaufsichtigte den Unterricht und die Reparaturen, schaffte Ordnung. Er kam auch hie und da nach Wien und hatte Gelegenheit, an den Abenden, die seine Schwiegermutter seltener zwar, aber doch immer noch veranstaltete, hie und da einem Herrn von der Statthalterei auch mündlichen Bericht zu erstatten. Dabei verstand er es vortrefflich, seine eigene Tätigkeit ins hellste Licht zu rücken, von seinem Direktor mit einem bedauernden Unterton in der Stimme zu sprechen und seine Worte mit einem vielsagenden Achselzucken zu begleiten. Frau Cäcilie Kreitmeyr aber besorgte das übrige.

Eines Tages spazierte der alte Herr Direktor mit seinem Sekretär Dr. Wanzl in den schönen Gartenanlagen des Gymnasiums. Der alte Herr freute sich beim Anblick der Bäume, hie und da huschte ein frisches Jungengesicht vorbei und verschwand wieder. Des Herrn Direktors altes Greisenherz freute sich.

Gerade bog der Schuldiener in die Allee ein, grüßte und überreichte einen mächtigen Brief. Der Herr Direktor schnitt das große weiße Kuvert bedächtig auf, zog das Blatt mit dem großen Amtssiegel hervor und begann zu lesen. Ein Ausdruck des Schreckens belebte plötzlich seine alten, schlaffen Züge. Er machte eine Bewegung, als wollte er nach seinem Herz greifen, schwankte und fiel. Nach einigen Sekunden war er in den Armen seines Sekretärs gestorben.

Dem Herrn Direktor Dr. Anton Wanzl ging es gut. Sein Ehrgeiz ruhte seit Jahren. Manchmal dachte er wohl an eine Universitätsprofessur, die er hätte erreichen können, aber bald hatte er sich die Sache überlegt. Er war mit sich sehr zufrieden. Und noch mehr mit den Menschen. Manchmal im tiefsten Winkel seines Herzens lachte er über die Leichtgläubigkeit der Welt. Aber seine blassen Lippen

blieben geschlossen. Selbst wenn er allein war, in seinen vier Wänden, lachte er nicht. Er fürchtete, die Wände hätten nicht nur Ohren, sondern auch Augen und könnten ihn verraten.

Kinder hatte er keine, sehnte sich auch nicht nach ihnen. Zu Hause war er der Herr, seine Gemahlin blickte bewundernd zu ihm empor, seine Schüler verehrten ihn. Nur nach Wien kam er seit einigen Jahren nicht mehr. Dort war ihm einmal was höchst Fatales passiert. Als er einmal in der Nacht mit seiner Frau aus der Oper heimkehrte, begegnete ihm an der Ecke ein aufgeputztes Frauenzimmer, warf einen Blick auf Frau Lavinia an seiner Seite und lachte schrill auf. Lange klang dieses wilde Lachen Herrn Anton Wanzl in den Ohren.

Direktor Wanzl lebte noch lange glücklich an der Seite seiner Frau. Aber seine stark überspannten Kräfte ließen mählich nach. Der überanstrengte Organismus rächte sich. Die lange durch die Macht des straffen Willens zurückgehaltene Schwäche brach auf einmal durch. Eine schwere Lungenentzündung warf Anton Wanzl aufs Krankenlager, das ihn nicht mehr loslassen sollte. Nach einigen Wochen schweren Leidens starb Anton Wanzl.

Alle Schüler waren gekommen, alle Bürger des Städtchens, Kränze mit langen schwarzen Schleifen überdeckten den Sarg, Reden wurden gehalten, Abschiedsworte nachgerufen.

Herr Anton Wanzl aber lag tief drinnen im schwarzen Metallsarg und lachte. Anton Wanzl lachte zum ersten Male. Er lachte über die Leichtgläubigkeit der Menschen, über die Dummheit der Welt. Hier durfte er lachen. Die Wände seines schwarzen Kastens konnten ihn nicht verraten. Und Anton Wanzl lachte. Lachte stark und herzlich.

Seine Schüler ließen es sich nicht nehmen, ihrem verehrten und geliebten Direktor einen marmornen Grabstein zu setzen. Auf diesem standen unter dem Namen des Verstorbenen die Verse:

»Üb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab!«

Barbara

(1918)

Sie hieß Barbara. Klang ihr Name nicht wie Arbeit? Sie hatte eines jener Frauengesichter, die so aussehen, als wären sie nie jung gewesen. Man kann ihr Alter auch nicht mutmaßen. Es lag verwittert in den weißen Kissen und stach von diesen ab durch eine Art gelblichgrauer Sandsteinfärbung. Die grauen Augen flogen rastlos hin und her wie Vögel, die sich in den Wust der Polster verirrt; zuweilen aber kam eine Starrheit in diese Augen; sie blieben an einem dunklen Punkt oben an der weißen Zimmerdecke kleben, einem Loch oder einer rastenden Fliege. Dann überdachte Barbara ihr Leben.

Barbara war 10 Jahre alt, als ihre Mutter starb. Der Vater war ein wohlhabender Kaufmann gewesen, aber er hatte angefangen zu spielen und hatte der Reihe nach Geld und Laden verloren; aber er saß weiter im Wirtshause und spielte. Er war lang und dürr und hielt die Hände krampfhaft in den Hosentaschen versenkt. Man wusste nicht: Wollte er auf diese Art das noch übrige Geld festhalten oder es verhüten, dass jemand in seine Tasche greife und sich von deren Inhalt oder Leere überzeuge? Er liebte es, seine Bekannten zu überraschen, und wenn es seinen Partnern beim Kartenspiel schien, dass er schon alles verloren habe, zog er zur allgemeinen Verblüffung noch immer irgendeinen Wertgegenstand, einen Ring oder eine Berlocke, hervor und spielte weiter. Er starb schließlich in einer Nacht, ganz plötzlich, ohne Vorbereitung, als wollte er die Welt überraschen. Er fiel, wie ein leerer Sack, zu Boden und war tot. Aber die Hände hatte er noch immer in den Taschen, und die Leute hatten Mühe, sie ihm herauszuzerren. Erst damals sah man, dass die Taschen leer waren und dass er vermutlich nur deshalb gestorben war, weil er nichts mehr zu verspielen hatte …

Barbara war 16 Jahre alt. Sie kam zu einem Onkel, einem dicken Schweinehändler, dessen Hände wie die Pölsterchen »Ruhe sanft« oder »Nur ein halbes Stündchen« aussahen, die zu Dutzenden in seinem Salon herumlagen. Er tätschelte Barbara die Wange, und ihr schien es, als kröchen fünf kleine Ferkelchen über ihr Gesicht. Die Tante war eine große Person, dürr und mager wie eine Klavierlehrerin. Sie hatte große, rollende Augen, die aus den Höhlen quollen, als wollten sie nicht im Kopfe sitzen bleiben, sondern rastlos spazieren gehen.

Sie waren grünlichhell, von jener unangenehmen Grüne, wie sie die ganz billigen Trinkgläser haben. Mit diesen Augen sah sie alles, was im Hause und im Herzen des Schweinehändlers vorging, über den sie übrigens eine unglaubliche Macht hatte. Sie beschäftigte Barbara, »so gut es ging«, aber es ging nicht immer gut. Barbara musste sich sehr in acht nehmen, um nichts zu zerbrechen, denn die grünen Augen der Tante kamen gleich wie schwere Wasserwogen heran und rollten kalt über den heißen Kopf der Barbara.

Als Barbara 20 Jahre alt war, verlobte sie der Onkel mit einem seiner Freunde, einem stark knochigen Tischlermeister mit breiten, schwieligen Händen, die schwer und massiv waren wie Hobel. Er zerdrückte ihre Hand bei der Verlobung, dass es knackte und sie aus seiner mächtigen Faust mit Not ein Bündel lebloser Finger rettete. Dann gab er ihr einen kräftigen Kuss auf den Mund. So waren sie endgültig verlobt.

Die Hochzeit, die bald darauf stattfand, verlief regelrecht und vorschriftsmäßig mit weißem Kleide und grünen Myrten, einer kleinen, öligen Pfarrersrede und einem asthmatischen Toast des Schweinehändlers. Der glückliche Tischlermeister zerbrach ein paar der feinsten Weingläser, und die Augen der Schweinehändlerin rollten über seine starken Knochen, ohne ihm was anhaben zu können. Barbara saß da, als säße sie auf der Hochzeit einer Freundin. Sie wollte es gar nicht begreifen, dass sie Frau war. Aber sie begriff es schließlich doch. Als sie Mutter war, kümmerte sie sich mehr um ihren Jungen als um den Tischler, dem sie täglich in die Werkstätte

sein Essen brachte. Sonst machte ihr der fremde Mann mit den starken Fäusten keine Umstände. Er schien von einer eichenhölzernen Gesundheit, roch immer nach frischen Hobelspänen und war schweigsam wie eine Ofenbank. Eines Tages fiel ihm in seiner Werkstätte ein schwerer Holzbalken auf den Kopf und tötete ihn auf der Stelle.

Barbara war 22 Jahre alt, nicht unhübsch zu nennen, sie war Meisterin, und es gab Gesellen, die nicht übel Lust hatten, Meister zu werden. Der Schweinehändler kam und ließ seine fünf Ferkel über die Wange Barbaras laufen, um sie zu trösten. Er hätte es gar zu gerne gesehen, wenn Barbara sich noch einmal verheiratet hätte. Sie aber verkaufte bei einer günstigen Gelegenheit ihre Werkstätte und wurde Heimarbeiterin. Sie stopfte Strümpfe, strickte wollene Halstücher und verdiente ihren Unterhalt für sich und ihr Kind.

Sie ging fast auf in der Liebe zu ihrem Knaben. Es war ein starker Junge, die groben Knochen hatte er von seinem Vater geerbt, aber er schrie nur zu gerne und strampelte mit seinen Gliedmaßen so heftig, dass die zusehende Barbara oft meinte, der Junge hätte mindestens ein Dutzend fetter Beinchen und Arme. Der Kleine war hässlich, von einer geradezu robusten Hässlichkeit. Aber Barbara sah nichts Unschönes an ihm. Sie war stolz und zufrieden und lobte seine guten geistigen und seelischen Qualitäten vor allen Nachbarinnen. Sie nähte Häubchen und bunte Bänder für das Kind und verbrachte ganze Sonntage damit, den Knaben herauszuputzen. Mit der Zeit aber reichte ihr Verdienst nicht aus, und sie musste andere Einnahmequellen suchen. Da fand sich, dass sie eigentlich eine zu große Wohnung hatte. Und sie hängte eine Tafel an das Haustor, an der mit komischen, hilflosen Buchstaben, die jeden Augenblick vom Papier herunterzufallen und auf dem harten Pflaster zu zerbrechen drohten, geschrieben stand, dass in diesem Hause ein Zimmer zu vermieten wäre. Es kamen Mieter, fremde Menschen, die einen kalten Hauch mit sich in die Wohnung brachten, eine Zeit lang blieben und sich dann wieder von ihrem Schicksal hinausfegen ließen in eine andere Gegend. Dann kamen neue.

Aber eines Tages, es war Ende März, und von den Dächern tropfte es, kam er. Er hieß Peter Wendelin, war Schreiber bei einem Advokaten und hatte einen treuen Glanz in seinen goldbraunen Augen. Er machte keine Scherere, packte gleich aus und blieb wohnen.

Er wohnte bis in den April hinein. Ging in der Früh aus und kam am Abend wieder. Aber eines Tages ging er überhaupt nicht aus. Seine Türe blieb zu. Barbara klopfte an und trat ein, da lag Herr Wendelin im Bette. Er war krank. Barbara brachte ihm ein warmes Glas Milch, und in seine goldbraunen Augen kam ein warmer, sonniger Glanz.

Mit der Zeit entwickelte sich zwischen beiden eine Art Vertraulichkeit. Das Kind Barbaras war ein Thema, das sich nicht erschöpfen ließ. Aber man sprach auch natürlich von vielem andern. Vom Wetter und von den Ereignissen. Aber es war so, als steckte etwas ganz anderes hinter den gewöhnlichen Gesprächen und als wären die alltäglichen Worte nur Hüllen für etwas Außergewöhnliches, Wunderbares.

Es schien, als wäre Herr Wendelin eigentlich schon längst wieder gesund und arbeitsfähig und als läge er nur so zu seinem Privatvergnügen länger im Bett als notwendig. Schließlich musste er doch aufstehen. An jenem Tage war es warm und sonnig, und in der Nähe war eine kleine Gartenanlage. Sie lag zwar staubig und trist zwischen den grauen Mauern, aber ihre Bäume hatten schon das erste Grün. Und wenn man die Häuser rings vergaß, konnte man für eine Weile meinen, in einem schönen, echten Park zu sitzen. Barbara ging zuweilen in jenen Park mit ihrem Kinde. Herr Wendelin ging mit. Es war ein Nachmittag, die junge Sonne küsste eine verstaubte Bank, und sie sprachen. Aber alle Worte waren wieder nur Hüllen, wenn sie abfielen, war nacktes Schweigen um die beiden, und im Schweigen zitterte der Frühling.

Aber einmal ergab es sich, dass Barbara Herrn Wendelin um eine Gefälligkeit bitten musste. Es galt eine kleine Reparatur an dem Haken der alten Hängelampe, und Herr Wendelin stellte einen Stuhl auf den wackligen Tisch und stieg auf das bedenkliche Gerüst. Barbara

stand unten und hielt den Tisch. Als Herr Wendelin fertig war, stützte er sich zufällig auf die Schulter der Barbara und sprang ab. Aber er stand schon lange unten und hatte festen Boden unter seinen Füßen, und er hielt immer noch ihre Schulter umfasst. Sie wussten beide nicht, wie ihnen geschah, aber sie standen fest und rührten sich nicht und starrten nur einander an. So verweilten sie einige Sekunden. Jedes wollte sprechen, aber die Kehle war wie zugeschnürt, sie konnten kein Wort hervorbringen, und es war ihnen wie ein Traum, wenn man rufen will und doch nicht kann. Sie waren beide blass. Endlich ermannte sich Wendelin. Er ergriff Barbaras Hand und würgte hervor: »Du!« »Ja!«, sagte sie, und es war, als ob sie einander erst jetzt erkannt hätten, als wären sie auf einer Maskerade nur so nebeneinander hergegangen und hätten erst jetzt die Masken abgelegt.

Und nun kam es wie eine Erlösung über beide. »Wirklich? Barbara? Du?«, stammelte Wendelin. Sie tat die Lippen auf, um »Ja« zu sagen, da polterte plötzlich der kleine Philipp von einem Stuhl herab und erhob ein jämmerliches Geschrei. Barbara musste Wendelin stehen lassen, sie eilte zum Kinde und beruhigte es. Wendelin folgte ihr. Als der Kleine still war und nur noch ein restliches Glucksen durch das Zimmer flatterte, sagte Wendelin: »Ich hol' sie mir morgen! Leb wohl!« Er nahm seinen Hut und ging, aber um ihn war es wie Sonnenglanz, als er im Türrahmen stand und noch einmal auf Barbara zurückblickte.

Als Barbara allein war, brach sie in lautes Weinen aus. Die Tränen erleichterten sie, und es war ihr, als läge sie an einer warmen Brust. Sie ließ sich von dem Mitleid, das sie mit sich selbst hatte, streicheln. Es war ihr lange nicht so wohl gewesen, ihr war wie einem Kinde, das sich in einem Wald verirrt und nach langer Zeit wieder zu Hause angekommen war.

So hatte sie lange im Walde des Lebens herumgeirrt, um jetzt erst nach Hause zu treffen. Aus einem Winkel der Stube kroch die Dämmerung hervor und wob Schleier um Schleier um alle Gegenstände. Auf der Straße ging der Abend herum und leuchtete mit einem Stern zum Fenster herein. Barbara saß noch immer da und

seufzte still in sich hinein. Das Kind war in einem alten Lehnstuhl eingeschlummert. Es bewegte sich plötzlich im Schlafe, und das brachte Barbara zur Besinnung. Sie machte Licht, brachte das Kind zu Bett und setzte sich an den Tisch. Das helle, vernünftige Lampenlicht ließ sie klar und ruhig denken. Sie überdachte alles, ihr bisheriges Leben, sie sah ihre Mutter, ihren Vater, wie er hilflos am Boden lag, ihren Mann, den plumpen Tischler, sie dachte an ihren Onkel, und sie fühlte wieder seine fünf Ferkel.

Aber immer und immer wieder war Peter Wendelin da, mit dem sonnigen Glanz in seinen guten Augen. Gewiss würde sie morgen »Ja« sagen, der gute Mensch, wie lieb sie ihn hatte. Warum hatte sie ihm eigentlich nicht schon heute »Ja« gesagt? Aha! Das Kind! Plötzlich fühlte sie etwas wie Groll in sich aufsteigen. Es dauerte bloß den Bruchteil einer Sekunde, und sie hatte gleich darauf die Empfindung, als hätte sie ihr Kind ermordet. Sie stürzte zum Bett, um sich zu überzeugen, dass dem Kind kein Leid geschehn war. Sie beugte sich darüber und küsste es und bat es mit einem hilflosen Blick um Verzeihung. Nun dachte sie, wie doch jetzt alles so ganz anders werden müsste. Was geschah mit dem Kinde? Es bekam einen fremden Vater, würde er es lieb haben können? Und sie, sie selbst? Dann kamen andere Kinder, die sie mehr lieb haben würde. – – – – War das möglich? Mehr lieb? Nein, sie blieb ihm treu, ihrem armen Kleinen. Plötzlich war es ihr, als würde sie morgen das arme, hilflose Kind verlassen, um in eine andere Welt zu gehen. Und der Kleine blieb zurück. – – Nein, sie wird ja bleiben, und alles wird gut sein, sucht sie sich zu trösten. Aber immer wieder kommt diese Ahnung. Sie sieht es, ja, sie sieht es schon, wie sie den Kleinen hilflos lässt. Selbst wird sie gehen mit einem fremden Manne. Aber er war ja gar nicht fremd!

Auf einmal schreit der Kleine laut auf im Schlafe. »Mama! Mama!«, lallt das Kind; sie lässt sich zu ihm nieder, und er streckt ihr die kleinen Händchen entgegen. Mama! Mama! Es klingt wie ein Hilferuf.

Ihr Kind! – So weint es, weil sie es verlassen will. Nein! Nein! Sie will ewig bei ihm bleiben.

Plötzlich ist ihr Entschluss reif. Sie kramt aus der Lade Schreibzeug und Papier und zeichnet mühevoll hinkende Buchstaben auf das Blatt. Sie ist nicht erregt, sie ist ganz ruhig, sie bemüht sich sogar, so schön als möglich zu schreiben. Dann hält sie den Brief vor sich und überliest ihn noch einmal.

»Es kann nicht sein. Wegen meines Kindes nicht!« Sie steckt das Blatt in einen Umschlag und schleicht sich leise in den Flur zu seiner Tür. Morgen würde er es finden.

Sie kehrt zurück, löscht die Lampe aus, aber sie kann keinen Schlaf finden, und sie sieht die ganze Nacht zum Fenster hinaus.

Am nächsten Tage zog Peter Wendelin aus. Er war müde und zerschlagen, als hätte er selbst alle seine Koffer geschleppt, und es war kein Glanz mehr in seinen braunen Augen. Barbara blieb den ganzen Tag über in ihrem Zimmer. Aber ehe Peter Wendelin endgültig fortging, kam er mit einem Sträußlein Waldblumen zurück und legte es stumm auf den Tisch der Barbara. Es lag ein verhaltenes Weinen in ihrer Stimme, und als sie ihm die Hand zum Abschied gab, zitterte sie ein wenig. Wendelin sah sich noch eine Weile im Zimmer um, und wieder kam ein goldener Glanz in seine Augen, dann ging er. Drüben im kleinen Park sang eine Amsel, Barbara saß still und lauschte. Draußen am Haustor flatterte wieder die Tafel mit der Wohnungsanzeige im Frühlingswind.

Mieter und Monde kamen und gingen, Philipp war groß und ging in die Schule. Er brachte gute Zeugnisse heim, und Barbara war stolz auf ihn. Sie bildete sich ein, aus ihrem Sohne müsse etwas Besonderes werden, und sie wollte alles anwenden, um ihn studieren zu lassen. Nach einem Jahre sollte es sich entscheiden, ob er Handwerker werden oder ins Gymnasium kommen sollte. Barbara wollte mit ihrem Kinde höher hinauf. Alle die Opfer sollten nicht umsonst gebracht sein.

Zuweilen dachte sie noch an Peter Wendelin. Sie hatte seine vergilbte Visitkarte, die vergessen an der Tür stecken geblieben war, und die Blumen, die er ihr zum Abschied gebracht hatte, in ihrem Gebetbuch sorgfältig aufbewahrt. Sie betete selten, aber an Sonn-

tagen schlug sie die Stelle auf, wo die Karte und die Blumen lagen, und verweilte lange über den Erinnerungen.

Ihr Verdienst reichte nicht, und sie begann, vom kleinen Kapital zu zehren, das ihr vom Verkauf der Werkstätte geblieben war. Aber es konnte auf die Dauer nicht weitergehen, und sie sah sich nach neuen Verdienstmöglichkeiten um. Sie wurde Wäscherin. In der Früh ging sie aus, und in der Mittagsstunde schleppte sie einen schweren Pack schmutziger Wäsche heim. Sie stand halbe Tage im Dunst der Waschküche, und es war, als ob der Dampf des Schmutzes sich auf ihrem Gesicht ablagerte.

Sie bekam eine fahle, sandsteinfarbene Haut, um die Augen zitterte ein engmaschiges Netz haarfeiner Falten. Die Arbeit verunstaltete ihren Leib, ihre Hände waren rissig, und die Haut faltete sich schlaff an den Fingerspitzen unter der Wirkung des heißen Wassers. Selbst wenn sie keinen Pack trug, ging sie gebückt. Die Arbeit lastete auf ihrem Rücken. Aber um den bittern Mund spielte ein Lächeln, sooft sie ihren Sohn ansah.

Nun hatte sie ihn glücklich ins Gymnasium hinüberbugsiert. Er lernte nicht leicht, aber er behielt alles, was er einmal gehört hatte, und seine Lehrer waren zufrieden. Jedes Zeugnis, das er nach Hause brachte, war für Barbara ein Fest, und sie versäumte es nicht, ihrem Sohn kleine Freuden zu bereiten. Extratouren gewissermaßen, die sie um große Opfer erkaufen musste. Philipp ahnte das alles nicht, er war ein Dickhäuter. Er weinte selten, ging robust auf sein Ziel los und machte seine Aufgaben mit einer Art Aufwand von körperlicher Kraft, als hätte er ein Eichenbrett zu hobeln. Er war ganz seines Vaters Sohn, und er begriff seine Mutter gar nicht. Er sah sie arbeiten, aber das schien ihm selbstverständlich, er besaß nicht die Feinheit, um das Leid zu lesen, das in der Seele seiner Mutter lag und in jedem Opfer, das sie ihm brachte.

So schwammen die Jahre im Dunst der schmutzigen Wäsche. Allmählich kam eine Gleichgültigkeit in die Seele Barbaras, eine stumpfe Müdigkeit. Ihr Herz hatte nur noch einige seiner stillen Feste, zu denen die Erinnerung an Wendelin gehörte und ein Schul-

zeugnis Philipps. Ihre Gesundheit war stark angegriffen, sie musste zeitweilig in ihrer Arbeit einhalten, der Rücken schmerzte gar sehr. Aber keine Klage kam über ihre Lippen. Und auch wenn sie gekommen wäre, an der Elefantenhaut Philipps wäre sie glatt abgeprallt.

Er musste nun darangehen, an einen Beruf zu denken. Zu einem weiteren Studium mangelte es an Geld, zu einer anständigen Stelle an Protektion. Philipp hatte keine besondere Vorliebe für einen Beruf, er hatte überhaupt keine Liebe. Am bequemsten war ihm noch die Theologie. Man konnte Aufnahme finden im Seminar und hatte vor sich ein behäbiges und unabhängiges Leben. So glitt er denn, als er das Gymnasium hinter sich hatte, in die Kutte der Religionswissenschaft. Er packte seine kleinen Habseligkeiten in einen kleinen Holzkoffer und übersiedelte in die engbrüstige Stube seiner Zukunft.

Seine Briefe waren selten und trocken wie Hobelspäne. Barbara las sie mühevoll und andächtig. Sie begann, häufiger in die Kirche zu gehen, nicht weil sie ein religiöses Verlangen danach verspürte, sondern um den Priester zu sehen und im Geiste ihren Sohn auf die Kanzel zu versetzen. Sie arbeitete noch immer viel, trotzdem sie es jetzt nicht nötig hatte, aber sie glich einem aufgezogenen Uhrwerk etwa, das nicht stehen bleiben kann, solange sich die Rädchen drehen. Doch ging es merklich abwärts mit ihr. Sie musste sich hie und da ins Bett legen und etliche Tage liegen bleiben. Der Rücken schmerzte heftig, und ein trockenes Husten schüttelte ihren abgemagerten Körper. Bis eines Tages das Fieber dazukam und sie ganz hilflos machte.

Sie lag eine Woche und zwei. Eine Nachbarin kam und half aus. Endlich entschloss sie sich, an Philipp zu schreiben. Sie konnte nicht mehr, sie musste diktieren. Sie küsste den Brief verstohlen, als sie ihn zum Absenden übergab. Nach acht langen Tagen kam Philipp. Er war gesund, aber nicht frisch und steckte in einer blauen Kutte. Auf dem Kopfe trug er eine Art Zylinder. Er legte ihn sehr sanft aufs Bett, küsste seiner Mutter die Hand und zeigte nicht das mindeste Erschrecken. Er erzählte von seiner Promotion, zeigte sein Doktordiplom und stand selbst dabei so steif, dass er aussah wie die steife Papierrolle und seine Kutte mit dem Zylinder wie eine

Blechkapsel. Er sprach von seinen Arbeiten, trotzdem Barbara nichts davon verstand. Zeitweilig verfiel er in einen näselnden, fetten Ton, den er seinen Lehrern abgelauscht und für seine Bedürfnisse zugeölt haben mochte. Als die Glocken zu läuten begannen, bekreuzigte er sich, holte ein Gebetbuch hervor und flüsterte lange mit einem andächtigen Ausdrucke im Gesicht.

Barbara lag da und staunte. Sie hatte sich das alles so ganz anders vorgestellt. Sie begann, von ihrer Sehnsucht zu sprechen und wie sie ihn vor ihrem Tode noch einmal hatte sehen wollen. Er hatte bloß das Wort »Tod« gehört, und schon begann er, über das Jenseits zu sprechen und über den Lohn, der die Frommen im Himmel erwartete. Kein Schmerz lag in seiner Stimme, nur eine Art Wohlgefallen an sich selbst und die Freude darüber, dass er am Lager seiner todkranken Mutter zeigen konnte, was er gelernt hatte.

Über die kranke Barbara kam mit Gewalt das Verlangen, in ihrem Sohn ein bisschen Liebe wachzurufen. Sie fühlte, dass es das letzte Mal war, da sie sprechen konnte, und wie von selbst und als hauche ihr ein Geist die Worte ein, begann sie, langsam und zögernd von der einzigen Liebe ihres Lebens zu sprechen und von dem Opfer, das sie ihrem Kinde gebracht. Als sie zu Ende war, schwieg sie erschöpft, aber in ihrem Schweigen lag zitternde Erwartung. Ihr Sohn schwieg. So etwas begriff er nicht. Es rührte ihn nicht. Er blieb stumpf und steif und schwieg. Dann begann er, verstohlen zu gähnen, und sagte, er gehe für eine Weile weg, um sich ein bisschen zu stärken.

Barbara lag da und begriff gar nichts. Nur eine tiefe Wehmut bebte in ihr und der Schmerz um das verlorene Leben. Sie dachte an Peter Wendelin und lächelte müde. In ihrer Todesstunde wärmte sie noch der Glanz seiner goldbraunen Augen. Dann erschütterte sie ein starker Hustenanfall. Als er vorüber war, blieb sie bewusstlos liegen. Philipp kam zurück, sah den Zustand seiner Mutter und begann, krampfhaft zu beten. Er schickte um den Arzt und um den Priester. Beide kamen; die Nachbarinnen füllten das Zimmer mit ihrem Weinen. Inzwischen aber taumelte Barbara, unverstanden und verständnislos, hinüber in die Ewigkeit.

Karriere

(1920)

Er war dreiundzwanzig Jahre zweiter Buchhalter bei der Firma Reckzügel und Compagnie, Sattel- und Riemenzeug-Export en gros, und verdiente dreihundertundfünfzig Kronen im Monat.

Und hieß Gabriel Stieglecker.

Und weiters ist über ihn zu sagen, dass er, um nicht ganz zu verhungern, nach Nebenverdiensten suchte und einige fand. Er leistete bei den Firmen Brüder Pollacek, Simon Silberstein und Bruder, Rosalie Funkel Aushilfsdienste jeden Monat einige Tage vor Ultimo. Zusammen hatte Gabriel Stieglecker sechshundertundfünfundsiebzig Kronen im Monat. Und davon starb er nun schon drei Jahre und fünf Monate lang.

Er war ein ausgezeichneter, prompter und verlässlicher Buchhalter. Die Firmen Brüder Pollacek, Simon Silberstein und Bruder und Rosalie Funkel konnten sich dank den Leistungen des Gabriel Stieglecker einen eigenen Buchhalter ersparen. Er hielt ihre Bücher in Ordnung, wusste auch, was vor Steuerbehörden und Polizei verborgen bleiben musste, und war diskret wie ein Brunnenloch.

Gabriel Stieglecker liebte seinen Beruf. Die grüne Tinte bevorzugte er vor der blauen und vor dieser die rote. Aber am liebsten war ihm die violette. Alle Buchhalter der Welt schrieben Zahlen in schwarzer Kaisertinte. Gabriel Stieglecker schrieb grundsätzlich violette Zahlen. Er behauptete, von der violetten Tinte bestimmt zu wissen, dass sie dauerhafter sei als die andere und mit einer unerreichbaren Intensität durch die Poren des Papiers dringe. Ja, es sei sogar anzunehmen, dass mit violetter Tinte geschriebene Ziffern

noch lange nach dem völligen Zerfall des Papiers gleichsam wie transparente Bilder in der Luft fortbeständen.

Was die von Gabriel Stieglecker geschriebenen Ziffern selbst betrifft, so ist zu bemerken, dass sie niemals mit, andern zu verwechseln waren. Sie hatten eine persönliche Note, einen Charakter, waren Individualitäten. Die 3 hatte keinen Bauch, die 2 keinen Buckel, die 7 keinen Schwanz. Sondern alle Ziffern hatten »Linie«, waren zart und schlank wie moderne Frauen und konnten an künstlerischem Schwung nur von Modellzeichnungen in den neuesten Modezeitschriften übertroffen werden.

Denn Gabriel Stieglecker liebte seine Geschöpfe, die Ziffern. Er blies ihnen sozusagen seinen Atem ein, und davon erschienen sie so unterernährt. Er spielte mit ihnen wie ein Knabe mit Zinnsoldaten, er ließ sie in Doppelreihen aufmarschieren und markierte den Rand eines Exerzierplatzes durch einen grasgrünen Strich. Oder er richtete mit roter Tinte ein Blutbad unter ihnen an, das aber niemals mutwillig und schrankenlos sich über das Blachfeld ergießen durfte, sondern mittels eines Lineals gewissermaßen in säuberliche Kanäle abgeleitet wurde. Ordnung musste sein, auf jeden Fall.

Nur so ist es zu verstehen, dass Gabriel Stieglecker nun schon den sechsten Monat des vierten Jahres mit sechshundertundfünfundsiebzig Kronen Monatslohn stirbt. Ich sage: »stirbt«, nicht etwa aus Vergesslichkeit, sondern mit Absicht. Denn die Geschichte ist wahr, Gabriel Stieglecker heißt anders, aber er lebt. Die Geschichte ist übrigens zu merkwürdig, als dass jemand anderer als das Leben sie erfunden haben könnte. Wie aus dem Folgenden zu ersehen ist.

Gabriel Stieglecker war immer noch Gast am Stammtisch im Café Aspern, wo er allsonntäglich einen Schwarzen mit Sacharin trank. Und allsonntäglich musste er, der gerade damit beschäftigt war, über den seltsamen Patinaglanz seiner gestern erstandenen violetten Tinte nachzudenken, Vorwürfe anhören. Warum er denn noch immer nicht eine Gehaltserhöhung verlangt habe? Und ob er denn nicht einsehe, dass er schändlich ausgebeutet würde? heutzutage? von *der* Firma? *der* sauberen Gesellschaft?

Um diese Vorwürfe rasch und sicher vergessen zu können, ging Gabriel Stieglecker jeden Sonntag nach der Stammtischsitzung ins Büro Zahlen schreiben. Gabriel Stieglecker erledigte das ganze Montagsmorgenpensum und wäre eigentlich sehr glücklich darüber schlafen gegangen, wenn ihn nicht die Sorge geplagt hätte, dass er – am nächsten Morgen nichts mehr zu tun haben würde.

So waren Gabriel Stiegleckers Sonntagsnächte qualvoll und zerrissen. Gabriel Stieglecker war überhaupt gegen Sonntage.

An einem und demselben Tag geschah Folgendes:

Die Wäscherin kündigte eine zehnprozentige Erhöhung an;

die Elektrische führte den Zweikronentarif ein;

und die Wirtin erhöhte den Mietzins mit Rücksicht auf die »Verteuerung der Elektrizität« um dreißig Kronen.

(Dass Gabriel Stieglecker trotzdem kein elektrisches Licht im Zimmer hatte, setze ich als selbstverständlich voraus und erwähne es nur zum Zweck der Beruhigung aller jener, die sich etwa über das Vorgehen der Wirtin Gabriel Stiegleckers aufregen sollten.)

Diese drei Katastrophen veranlassten den zweiten Buchhalter Gabriel Stieglecker, sich beim ersten Buchhalter Rat zu erbitten.

Der erste Buchhalter nahm seine Brille ab, die er bei der Arbeit trug, und setzte den goldenen Zwicker auf; was er sonst nur zu tun pflegte, wenn ihn der Prokurist rufen ließ.

Der erste Buchhalter sah aber nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, durch die Mitte der Zwickergläser, sondern über deren oberen Goldrand hinweg auf Gabriel. Dabei neigte er den Kopf auf die Brust, und es sah aus, als wollte er mit imaginären Hörnern gegen Gabriel anrennen.

»Die zwanzigprozentige Aufbesserung dürfte Ihnen doch wohl genügen, oder nicht?«, sagte der erste Buchhalter, der nur deshalb erster war, weil er schon zweiunddreißig Jahre im Hause Ziffern schrieb; nur mit Kaisertinte natürlich.

Seine Frage war geflüstert, aber sie trug deutlich die Tonfarbe eines etwa in Wolkenpölstern gedämpften Donnergrollens.

»Ich habe keine zwanzigprozentige Aufbesserung erhalten!«, stöhnte Gabriel.

»Dann müssen Sie sie verlangen«, sagte der erste Buchhalter laut, wobei er den Zwicker wieder abnahm und die Brille aufsetzte.

Infolgedessen musste sich Gabriel Stieglecker entfernen.

Er ging an seinen Schreibtisch und dachte nach. Eine zwanzigprozentige Aufbesserung direkt verlangen konnte man nicht. Wohl aber konnte man unter behutsamer Berufung auf die seinerzeit gütigst erfolgte Aufbesserung an alle Angestellten und mit Rücksicht auf die durch die allgemeine Teuerung besonders erschwerte Lebensführung um eine Gehaltserhöhung von fünfzig Kronen ergebenst ansuchen.

Gabriel Stieglecker tauchte eine neue Feder in die violette Tinte mit dem seltsamen Patinaglanz und schrieb einen Brief an seinen Chef. Er bat um fünfzig Kronen und zeichnete schließlich nicht nur hochachtungsvoll ergebenst, sondern auch noch ganz tief, in der unteren Ecke rechts, seinen Namen. So tief, dass der Familienname fast unter den Tisch gefallen wäre.

Am nächsten Morgen fand Gabriel Stieglecker auf seinem Tisch einen Brief, in dem ihm die Firma mitteilte, dass sein Gehalt ab Fünfzehnten dieses um fünfundzwanzig Kronen mehr betrage.

Zu Hause fand Gabriel Stieglecker zu seiner großen Überraschung einen anderen Brief vor. Und zwar von der Firma Simon Silberstein und Bruder, bei der Gabriel aushilfsweise Buchhalter war. Vielleicht stand darin um Gottes willen, dass die Firma auf seine weiteren Dienste verzichte? Dann konnte er freilich verzweifeln.

Aber die Firma Simon Silberstein und Bruder teilte dem Buchhalter Gabriel Stieglecker mit, dass sie ihren Betrieb bedeutend erweitert habe und dass sie ihn als ersten Buchhalter mit einem Anfangsgehalt von tausend Kronen zu engagieren wünsche. Gabriel

Stieglecker möchte sofort schriftlich mitteilen, ob er diese Stellung anzunehmen »bereit eventuell in der Lage« wäre.

Gabriel Stieglecker überzeugte sich zuerst von der Echtheit der Unterschrift und setzte sich sofort an seinen Schreibtisch, um seine Bereitwilligkeit zum Eintritt bei der Firma Simon Silberstein und Bruder unter den ihm im Schreiben Zahl soundso mitgeteilten Bedingungen kundzugeben. Aber er erinnerte sich, dass er zu Hause keine violette Tinte habe. Mit schwarzer Kaisertinte aber konnte er einen Brief von solch entscheidender Bedeutung natürlich nicht schreiben.

Während er Polenta mit Sauce aß, kamen ihm Bedenken. Jetzt musste er natürlich kündigen! Aber wie? Konnte man so ohne Weiteres einen Brief an die Firma schreiben? Ging das so? Jetzt war er dreiundzwanzig Jahre im Hause. Noch zwei Jahre, und er würde ein Jubiläum feiern. Der Chef selbst würde kommen und ihm ein Präsent überreichen, vielleicht eine außertourliche Zuwendung, und der Prokurist würde eine kleine Rede halten, und der Oberbuchhalter würde seinen goldenen Zwicker aufhaben. Konnte man so ohne Weiteres kündigen?

Und wenn schon! Die Kündigung allein hätte natürlich wenig gemacht! Aber sicherlich würde ihn der Chef, zumindest Herr Reckzügel junior, in das Chefzimmer rufen. Und das Zimmer, ja, das war es, was Gabriel eigentlich fürchtete.

Es war eine Doppeltür. Die erste war aus Holz, und die zweite war gepolstert. Sie erinnerte so von ungefähr an eine Kassaschranktür, nur war sie lautlos und vornehm. Wenn man die Tür nur ansah, fühlte man schon weiche Müdigkeit. Sitzend auf gepolsterten Lederstühlen, war man in den vorhypnotischen Zustand versetzt, in den man unbedingt fallen musste, wenn der Herr Reckzügel jemanden anredete. Im Zimmer standen breite, behagliche Ledersofas um einen nussbraunen Tisch. In der Ecke links wuchtete ein massiver Schreibtisch, und an der linken Wand schlief die braune Feuerkassa mit ihren zugefallenen metallenen Klappenlidern über den Schlössern. In der Luft aber war ein sinnbetörender Duft von Havanna, Ananasäpfeln und Perolin.

Dieses Zimmer malte sich Gabriel so deutlich aus, dass er in eine Art Lethargie fiel. In diesem Zustand schrieb er einen Brief an die Firma Simon Silberstein und Bruder, in dem er hervorhob, dass er die Ehre wohl zu schätzen wisse, aber mit Rücksicht auf sein langjähriges Verhältnis zu dem Hause, in dem er jetzt seit nunmehr dreiundzwanzig Jahren bedienstet sei, um eine Bedenkzeit von acht Tagen bitten müsse.

Diese acht Tage waren die unangenehmsten in Gabriels nicht sehr angenehmem Leben.

Gabriel Stieglecker hatte sogar seine Ziffern vergessen. Er dachte nicht mehr recht an sie, und es kam vor, dass er – man denke! – mit schwarzer Kaisertinte eine ganze Zahlenreihe auf der Soll-Seite schrieb. Hier und dort hatte sogar eine 2 schon einen Buckel, eine 7 schon einen Schwanz. Es war schrecklich.

Am Montag hatte sich Gabriel zu entscheiden. Am Sonntag ging er nicht in sein Stammcafé. Und auch nicht ins Büro.

Vielmehr machte Gabriel einen Spaziergang durch den Stadtpark in Anbetracht des schon frühlingsmilden Wetters. Und begegnete der Firma Simon Silberstein und Bruder.

Die Firma Silberstein und Bruder war unerhört freundlich mit Gabriel. Sie nahm die Voraussetzung, dass er als Buchhalter eintreten würde, als schon gegeben an und ließ sich überhaupt nur mehr in Detailfragen ein. Schließlich lud sie ihn auch noch zu einem bescheidenen Nachtmahl im Parkrestaurant ein. – –

Als Gabriel am Sonntagabend heimkehrte, stand es bei ihm fest, dass er bei der Firma Silberstein und Bruder eintreten würde.

Er stand um fünf Uhr früh auf, rasierte sich und machte mit einem Stuhl Gelenksübungen. Er atmete tief, hielt den Atem ein und führte sich überhaupt sehr sonderbar auf. Er gymnastizierte sich Mut zu. Dann fuhr er ins Büro mit der Straßenbahn; zum ersten Male seit der Einführung des Zweikronentarifes.

Er setzte sich schnell und mit jünglinghafter Gebärde an den Schreibtisch, tunkte eine neue Feder in die violette Tinte mit dem seltsamen Patinaglanz und schrieb, schrieb seine Kündigung.

Just als er hochachtungsvoll ergebenst schließen wollte, kam der Diener. Gabriel sollte zum Chef.

Seit dem ersten Jänner, an welchem Tage Gabriel Stieglecker nach althergebrachter Sitte dem Chef viel Glück zum neuen Jahre gewünscht hatte, war Gabriel Stieglecker nicht in dem gefährlichen, hypnotisierenden Zimmer gewesen. Was wollte der Chef? Vielleicht hatte er schon eine Ahnung und wollte gar Gabriel zuvorkommen? Nun! Desto besser!

Im Zimmer des Chefs duftete es sehr nachdrücklich nach Zigarren, Ananas und Perolin.

Der Herr Reckzügel senior stand in der Mitte unter dem Kronleuchter, dessen unterster Messingknopf sich bequem in seiner Glatze spiegelte, und hielt einen dunkelblauen Rock in der Hand.

Gabriel blieb hart an der gepolsterten Tür stehen. Er war betäubt. Wie durch eine sehr dicke Wand hörte er den Chef:

»Herr Stieglecker, ich wollte nur sagen, dass ich diesen noch an und für sich« – Herr Reckzügel sagte immer »an und für sich« – »sehr gebrauchsfähigen Rock in meinem Schrank gefunden habe. Ich glaube bemerkt zu haben, dass Sie sich gegenwärtig leider in nicht sehr günstigen Verhältnissen befinden. Ich wollte nur sagen, dass an und für sich nichts daran wäre. Sie wissen, wie ich es meine, wenn Sie et cetera.« Herr Reckzügel sagte immer »et cetera«, wenn er nichts Passendes wusste.

Gabriel Stieglecker wankte mit dem Rock hinaus und an seinen Schreibtisch. Hier brach er zusammen. Den Kündigungsbrief zerriss er in unzählige Fetzen. Und dachte dabei angestrengt nach, dass er den Rock zerreiße.

Wie konnte man da kündigen? Der Rock, der Rock! Durfte er so undankbar sein? Einen Rock hatte ihm der gegeben, und er sollte kündigen?! Das tat er nicht, er, Gabriel Stieglecker.

Sondern er tat Folgendes: Er tunkte abermals eine neue Feder in die violette Tinte mit dem seltenen Patinaglanz und schrieb an die Firma Simon Silberstein und Bruder, dass er für die gestrige freundliche Einladung sehr dankbar sei, jedoch mit Rücksicht auf ganz besondere, erst im Laufe der letzten Stunde eingetretene Umstände gezwungen sei usw.

Dann schrieb Gabriel mit derselben Feder tadellos schlanke Ziffern mit violetter, Patina schimmernder Tinte auf die Haben-Seite. Es waren die herrlichsten Ziffern, die Gabriel Stieglecker je geschrieben hatte.

Von dem Orte, von dem ich jetzt sprechen will …

(undatiert)

Von dem Orte, von dem ich jetzt sprechen will, mochte es wohl einst geheißen haben, dass er außerhalb der Stadt liege. Heute kann davon längst nicht mehr die Rede sein. Zwar grenzt er noch an freiliegende Felder und sumpfige Wiesen, aber an seiner rissigen Mauer, die ihn rings umgibt, kleben, wie Schwalbennester an Dachrinnen, armselige Häuschen, in die sich die Armut geflüchtet hat, vor deren schmutzigen gelben Türen keifende Weiber schwatzen und schmierige Kinder sich balgen. Im Frühling ruft der Kuckuck dort und stört die eifrigen Frauen in ihrem Geschwätz, die Amsel pfeift wohl auch dazwischen, und abends kann der Lauscher das reinste Nachtigallengold aus den kleinen Sängerkehlen rinnen hören.

Der Ort, von dessen Lage ich erzähle, ist der alte Friedhof meiner Vaterstadt. Die verwitterte Inschrift auf dem längst geschlossenen Eingangstore zeigt die Zahl 1470. Seit ungefähr fünfzehn Jahren ist der Friedhof vom löblichen Magistrat meines Heimatstädtchens gesperrt. »Aus sanitären Gründen« – hieß es in der Kundmachung. Die Leute in meiner Heimat erfreuten sich meistens eines langen Lebens – sie lebten oft hundert Jahre und wohl noch mehr darüber. – Der kleine, alte Friedhof bekam also selten neue Einwohner. Das änderte sich nun eines schönen Tages – oder besser: Jahres. Meinen hochachtbaren Mitbürgern schien es nicht sonderlich auf Erden zu gefallen, und sie traten frühzeitig die Reise in jenes unbekannte Land an, von dessen Gefilden kein Wanderer je wiederkehrt. Aber ihre sterblichen Überreste wurden nicht mehr auf dem alten Friedhof bestattet, sondern mussten sich einen etwas längeren Weg gefallen lassen. In der Nähe des sogenannten Grenzwaldes befand sich die neue Ruhestätte der Toten. Der alte Friedhof aber wurde gesperrt.

Natürlich musste man einen Wächter haben, der Enkeln und Urenkeln die Gräber ihrer in Gott ruhenden Vorfahren zu zeigen hätte, wenn es jenen etwa einmal einfallen würde, ihre Großväter und -mütter aufzusuchen, sei es, um sich bloß einmal so recht auszuweinen und getröstet wieder fortzugehen, sei es, um die Toten, die sich doch gewiss eines großen Ansehens beim lieben Herrgott erfreuten, um eine kleine oder größere Protektion anzugehen. Aber merkwürdigerweise wollte keiner das Wächteramt übernehmen. Endlich entschloss sich dazu ein alter Magistratsdiener, ein bekannter Freigeist, der aus einer nahegelegenen deutschen Kolonie stammte, äußerst wortkarg war, mit keinem Menschen verkehrte, riesige Mengen Tabak schnupfte und in seinem ganzen Wesen wohl recht in jenen düstern Ort passen mochte. Er hatte übrigens viele der dort Ruhenden bei ihren Lebzeiten wohl gekannt und konnte etwaigen forschenden Urenkeln zuverlässige Auskunft geben. Ein Stück freier Erde war noch übrig geblieben, und auf diesem baute sich der Martin Schwab Kartoffeln und rote Rüben an. Er bezog ein kleines Stübchen in dem Wächterhause, das zugleich ein Seiteneingang in den Friedhof war, schnupfte Tabak, briet Kartoffeln und kam selten zum Vorschein.

Auf jenem Friedhof pflegte ich nun als Gymnasiast viele Stunden zu verbringen. Pochte ich an die Türe des alten Martin, so erschien in einer viereckigen Öffnung die scharfe Hakennase meines Freundes, und eine hohle Stimme fragte: »Hast du Tabak?« Wenn ich hierauf das kleine mitgebrachte Päckchen an die Nasenlöcher des Martin hob, so roch er lange, lange daran, so etwa an die fünf Minuten, dass es mir vorkam, als wollte er, wie ein Elefant, den Tabak mit der Nase durch das viereckige Loch ziehen. Aber bald darauf schob er den schweren Holzriegel zurück, langte nach dem Päckchen, ließ mich ein und schob den Riegel wieder vor. Durch Martins enge Kammer stolperte ich über zerbrochene Stuhlbeine und riesengroße, knorrige Kartoffeln zur zweiten Türe hinaus, durch die ich in den Friedhof trat. Ich zündete mir eine Zigarette an, um die Heuschrecken und Wespen zu vertreiben, und wandelte stun-

denlang zwischen den Gräbern, las die verschiedenen Inschriften, setzte mich wohl auch auf einen halb in den Boden gesunkenen Stein und lebte so einige Stunden in längst verrauschten Zeiten mit längst vergangenen Geschlechtern.

Unter den neuen Grabsteinen trug einer die Inschrift:

Markus Möllner, ums Leben gekommen am 15. Juni 1901.

Den alten Markus hatte ich wohl gekannt. Er war oft Gast im Hause meines Großvaters gewesen, und der wunderlichen Geschichten, die er mir zu erzählen pflegte, erinnerte ich mich noch sehr wohl. Allein, ich wollte noch Näheres aus seinem Leben wissen, und ich beschloss, mich bei den Stadtältesten zu erkundigen. Der Erste, den ich fragte, war natürlich Martin. Er gab aber an, von einem Markus Möllner keine Ahnung zu haben. Ich versprach ihm Tabak – das half. Martin erzählte mir die Geschichte.

In den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts teilte sich die Bevölkerung meiner Vaterstadt in zwei Gruppen: Es gab nur sehr Reiche und sehr Arme. Man könnte ebenso gut sagen: Herren und Diener. Denn die Armen schien der liebe Herrgott, der es allezeit mit den Reichen hält, nur zu dem Zwecke geschaffen haben, um den Reichen das Leben zu erleichtern. Kurz, es gab Patrizier und Plebejer. Die Letzteren dienten den Vornehmen entweder direkt als Kutscher, Köche, Dienstboten, Lakaien oder indirekt: D. h., sie waren Vermittler von Dienstpersonal, Zuträger, Makler, brachten Eier, Butter und Geflügel in die Häuser der Reichen, übernahmen Botengänge um ein warmes Mittagessen, buken, wuschen und lebten überhaupt von und für die Reichen. Diese hatten natürlich sämtliche Ehrenämter der Stadt inne. Sie waren Gemeinderäte, Verwalter öffentlicher Anstalten, Waisenhausväter und Schulinspektoren. Sie trugen stets feierliche schwarze Kleider, blitzblanke Zylinder, glänzende Stiefel, hatten runde Bäuchlein unter bunt geblümten Westen und goldene Uhrkettlein

darüber, und ihre Brust zierten bei feierlichen Anlässen verschiedene hohe Auszeichnungen. Ihre Söhne schickten sie in der Regel ins Gymnasium. Wenn diese sich mit knapper Not durch den mit Gleichungen vierten Grades und unregelmäßigen Verben vollbesäten Weg zum Ausgangstor der Maturitätsprüfung durchgeschlagen hatten, so bekamen sie entweder irgendeine staatliche oder private Beamtenstelle oder reisten in die Hauptstadt, um nach vollendeten Universitätsstudien als Ärzte, Advokaten, Gymnasiallehrer usw. in ihre Heimat zurückzukehren. Freilich kam es auch hie und da vor, dass einer oder der Zweite von ihnen so ganz aus der Art geschlagen war, dass er in die Heimat zurückzukehren vergaß und in des lieben Herrgotts wunderschöner Welt irgendwo spurlos verschwand. Doch das war recht selten der Fall, und in ewig-gleichem Geleise schlich das Leben in meiner Vaterstadt seinen Schneckengang weiter.

Da war aber einer und just der Sohn des Herrn Bürgermeisters, der sich das Ungeheuerliche vermaß, sein Heimatstädtchen aus der behaglichen Dahinduselei zu rütteln und die braven Gemüter seiner ehrenhaften Mitbürger in eine nervöse Spannung zu bringen.

Der junge Markus war schon auf dem Gymnasium ein Exemplar gewesen.

Er konnte den Mädeln den Kopf verdrehen, hatte bunte Abenteuer, stritt sich mit seinen Lehrern herum, und – was das allerschlimmste war und den Herrn Bürgermeister und dessen vollbusige Gemahlin in Angst und Schrecken versetzte: Markus machte Verse. Nichts konnte ihn davon abbringen: Weder Strafen noch Prügel, noch Drohungen, dass man ihn aus dem Hause schicken würde, konnten fruchten. Markus machte Verse.

Er hasste das Gymnasium, er hasste die Gesetze, er hasste die ganze kleinstädtische, enge Welt, in der er verurteilt war zu leben. Er atmete daher auf, als er mit Weh und Ach die Matura bestanden hatte und nun frei seine Schwingen entfalten konnte. Er rollte schließlich, mit allerlei notwendigen und unnützen Dingen vollbepackt, von väterlichen Mahnungen begleitet und mütterlichen

Tränen benetzt, dem Ziel seiner Sehnsucht, der Hauptstadt, zu. Dort inskribierte er Jus – er war Student.

Aber Gesetze und Pandekten – das war es gerade nicht, was dem jungen Markus behagen konnte. Er schwänzte die Vorlesungen, kümmerte sich nicht im Geringsten um die Studien, lebte in Saus und Braus, trank und spielte und verlor Unsummen. Wenn ihn der Herr Papa, »der Alte«, wie ihn Markus nannte, in seinen nicht allzu häufigen und langen, aber sehr inhaltsreichen Briefen ermahnte, doch einmal zur Prüfung zu steigen, so antwortete Markus, er sei schon längst vorbereitet, die Prüfung wäre ein Kinderspiel, aber daran, dass er sie noch immer nicht hinter sich habe, sei niemand anderer Schuld als eben der Herr Papa. Es gehe nämlich, schrieb Markus, auf der Universität alles nach dem Alphabet, und da er Zwerdling heiße und also als der Letzte im Kataloge stehe, vor ihm aber nicht weniger als neuntausend, sage neuntausend Hörer seien, so müsse er eben warten. Der gute Bürgermeister war sein Leben lang Kaufmann gewesen und hatte von Universität und Studieren nur einen sehr blauen Dunst. Fragte er aber einen Gymnasiallehrer, ob sich es wirklich so auf den Hochschulen verhalte, so zwinkerte dieser mit den Augen, dachte sich, dem jungen, reichen Manne wären wohl ein paar lustige Jährchen zu gönnen, und behauptete, es könne wohl möglich sein, dass eine neue Studienordnung den Zutritt der Hörer zu den Prüfungen nach dem Alphabet geordnet verlange. Der Herr Bürgermeister beruhigte sich und schickte seinem Sohn mit biedermännischer Pünktlichkeit jeden Ersten die verlangte Summe. Als aber aus der Hauptstadt etliche Male Mahnungen auf größere Summen gekommen waren, da schnürte der Herr Bürgermeister seinen Ranzen, vergaß auch den großen Regenschirm nicht mit dem Griff aus echtem Elfenbein und fuhr nach Wien.

Er traf seinen Sohn zu Hause in der Gesellschaft von Freunden und Freundinnen, bei einem überaus geräuschvollen Gelage. Seinen Herrn Papa hatte nun der Markus am wenigsten erwartet. Es musste rasch eine Ausrede gefunden werden. Ein bemoostes Studenten-

haupt wurde als ein Herr Professor vorgestellt, der just heute seinen Geburtstag feire, und zwar im Hause seines geliebtesten Schülers. Das wäre nun so ziemlich gegangen, allein der Herr Bürgermeister fragte sich mit Recht, was denn wohl die Frauenzimmer beim Geburtstage des Herrn Professor zu machen hätten, überlegte bloß einen Augenblick, bat den Herrn Sohn ins Vorzimmer und versetzte ihm dort zwei schallende Ohrfeigen, darob sich die Tafelrunde entsetzte und, ein ähnliches Schicksal befürchtend, mitsamt dem Herrn Professor eilig das Feld räumte. Aber mit den Ohrfeigen war die Geschichte noch lange nicht zu Ende. Es gab noch einen großen Krach, Herr Zwerdling senior gab sein bürgermeisterliches Ehrenwort, von seinem Einzigen nichts mehr wissen zu wollen, setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr nach Hause. Weder das Zureden seiner Freunde noch die Tränen der Frau Bürgermeisterin wollten helfen. Markus aber war verschollen.

Jahre waren vergangen. Längst ruhte der Bürgermeister mit seiner Ehegattin in der kühlen Erde. Ihr Haus hatte ein biederer Fleischer erworben, vor dessen Ladentüre rote Lampen brannten und die saftigen Fleischstücke in der Auslage grell beleuchteten. Ein neuer Geist war ins Städtchen gekommen. Es war der Geist der Demokratie und der Elektrizität, Fabriken schossen wie über Nacht aus dem Boden, Fremde kamen und gingen, ein prachtvolles Hotel wurde gebaut, ein Bürgermeister von ganz anderem Schlage, als es der gottselige Herr Zwerdling gewesen, thronte auf dem Kurulensessel im Rathause. Da kam eines Tages der Markus heim. Er trug einen wilden grauen Bart und einen Schlapphut, eine Künstlerkrawatte und einen langen Rock und zerrissene Schuhe. Er begab sich zum Besitzer des Hauses, das einstmals seinen Eltern gehört hatte. Was zwischen den beiden gesprochen worden, hat keiner je erfahren. Aber noch am selben Tage bezog Markus ein kleines Erkerstübchen im Hause des Fleischers, kaufte sich einen blitzblanken, wenn auch ganz unmodernen Zylinder, einen schwarzen Schlussrock und ebensolche Stiefel. Hierauf machte er Visiten bei den Reichen der Stadt. Überall musste er erzählen. Markus erzählte. Aber

schlau wusste er seine interessante Erzählung immer mit einer Bitte abzuschließen, die man ihm gewähren musste. Immer aber bat er um Kleinigkeiten: ein Rasiermesser, eine Krawatte, eine Busennadel. Das bekam er und noch obendrein mehr. Er aß nämlich täglich irgendwo zu Mittag. Die Leute, die den alten Bürgermeister noch wohl gekannt hatten, mochten sich wohl eine Ehre daraus machen, den jungen Zwerdling zu Gaste zu haben. Die Vermögenden nahmen sich gerne seiner an. Aber mit der Zeit wurde aus dem Gaste ein Hausgerät. Markus war ein besserer Dienstbote, der alle Aufträge zur größten Zufriedenheit der Auftraggeber ausführte.

Marcellus besaß eine große Geschicklichkeit in häuslichen Verrichtungen. Er konnte das Unmöglichste möglich machen. Er konnte zerbrochene Öllampen tadellos reparieren, Strickleitern drehen, kunstvolle Mäusefallen herrichten, Rattengift zubereiten, konnte Messer haarscharf schleifen und Mauerlöcher zukleben. Aber er wusste noch viel, viel mehr. Kinder liebte er besonders, und für sie hatte er die schönsten Geschichten bereit. Kleine Erlebnisse wusste er fantastisch aufzuputzen, bengalisches Feuerwerk stellte er selber her, er schnitzte Puppenspiele und führte kleine Dramen auf. Aber schon seine Persönlichkeit allein bot den Kindern einen prächtigen Unterhaltungsstoff. Er ging gebückt, hatte scharf geschnittene Züge, wässerige, blaue, kleine Äuglein, eine stark gebogene Hakennase, einen kahlen Schädel, auf dem der unvermeidliche Zylinder feierlich glänzte, um seine wankenden Knie schlotterten die langen Schöße des Schlussrocks, die gelben Hosen steckten in spiegelblank geputzten Stiefeln, die linke Hand saß stets im kanariengelben Lederhandschuh, den Marcellus nur zur Arbeit mit einer vornehmen Geste abstreifte. Wie gesagt: Marcellus konnte alles. Brauchte man irgendetwas im Haushalte – Marcellus brachte es. Allerdings, oft kam es vor, dass ein notwendiges Werkzeug, ein Beil oder eine Säge, in einem Hause abhanden gekommen waren. Das hatte nun der alte Marcellus irgendwohin, wo es benötigt wurde, gebracht. So tauschte er die Güter der verschiedenen Häuser, und gar oft bemerkte ein Bürger zu seinem größten Erstaunen einen

ihm gehörigen Gegenstand bei seinem ahnungslosen Nachbar. Aber den alten Marcellus ließ man gerne gewähren. Er war ein nützliches Haustier und eine »ehrliche Haut«.

Ja, ehrlich war Marcellus vor allem. Vielleicht auch ein bisschen zu ehrlich. Geradezu wunderbar war die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Aus dem jugendlichen Stürmer und geschworenen Feind aller menschlichen Gesetze war ein trockener Pedant geworden, ein starrer »Moralist«, steif gepresst in die Zwangsjacke der Bürgerlichkeit, ein wandelnder Sittenkodex. Unendlich stolz auf seine patrizischen Vorfahren, hielt er es doch gar nicht unter seiner Würde, anderen zu dienen. Er war auch mehr ein Schutzgeist der Häuser, in denen er einging, als ein Diener. Ja, er vollführte die Aufträge mit einer Würde, als erweise er eine herablassende Gefälligkeit, nahm kleine Geschenke entgegen mit dem Gesichtsausdruck einer orientalischen Majestät, der die Untertanen den Ehrensold überreichen. Von Dank war nie die Rede, man musste belohnt genug sein, wenn er überhaupt geruhte, das Geschenkte anzunehmen.

Mit der Zeit war es so in seinem Kopfe etwas wunderlich geworden. Er glaubte fest daran, alleiniger Besitzer des Hauses zu sein, in dem er nur gelitten war, und oft ließ er durchblicken, dass der biedere Fleischer es nur seiner, des Marcellus, Güte zu verdanken hatte, wenn er überhaupt noch im Hause saß. Das Haus – ja, das war sein Allerheiligstes. Das böse Gewissen, seine Eltern vielleicht zu früh in den Tod getrieben zu haben, die bittere Reue über ein verfehltes Leben hätten ihn in den rasenden Wahnsinn getrieben, wenn ihm seine Fantasie nicht vorgegaukelt hätte, dass er im Grunde doch ein wohlanständiger Bürger geworden sei im Sinne seiner […]

Kranke Menschheit

(undatiert)

Es war eine stille Gasse. Wie irgendeine in einem Vorort. Der Lärm der Großstadt drang in die Gasse nur als fernes, seltsames Summen und Klingeln. Kleine Häuser und dürftige Gärten umsäumten sie. Herbstlich-mild und freundlich war der Tag. Einer von den Tagen, die man genießen soll mit gleichmutsvoller, ruhiger Seele.

Wenn man in der Gasse fortging, immer fort, dann kam man wohl irgendwohin ins Freie, wo sich die kleinen Häuser nicht mehr aneinanderklammerten, sondern lose standen und frei, wo Wiesen waren und Sträucher, wo dunkle Berge und Wälder lockten; wo Menschenpaare gingen und aus Tüten Zwetschgen aßen und die Hände verschlungen hielten, um einander am hellen Tag ihre Liebe durch stark-zärtlichen Druck zu bezeigen; wo aus Häusern Stangen mit hässlichen Strohgeflechten hingen und verkündeten, dass aufs Neue ein Herbst gekommen war mit neuem, heurigem, Fröhlichkeit und, ach, Vergessenheit bringendem Trunk.

Aber die wenigen Menschen, die an diesem Tage in der Gasse gingen, hatten keine Zeit, den Wiesen und Wäldern zuzueilen, sich der Liebe oder dem Weine hinzugeben. Sie wendeten sich stadtwärts, sie gingen im Trott des Alltags: Männer in blauen, ölbefleckten Arbeitskleidern, Männer mit Amtskappen, Frauen in Kleidern, die hell und bunt waren wie der Tag; sie trugen große Taschen leicht und sicher, und die unförmliche Last vermochte nicht die zierliche Schönheit ihres Schrittes zu hemmen, der die Frauen dieser Stadt auszeichnet.

Einer ging unter ihnen, der nicht zu den Menschen dieser Gasse zu gehören schien, der irgendwie fremd war in der Gasse, der kein Ziel zu haben schien wie sie. Ein großer Mann in schlichtem,

dunklem Gewand, barhaupt, ein wenig gebeugt, ein wenig unsicheren, schwankenden Schrittes, den rechten Fuß mit einiger Mühe schleppend. Er sah die Menschen, die vorübergingen, forschend an, und die Frauen erschraken ein bisschen, wenn sie der Blick traf, aus Augen, die groß, dunkel, ein wenig starr in dem bleichen Antlitz standen. Er sah die Häuser an, eines nach dem anderen, und schien eines von ihnen zu suchen. Aber er hatte offenbar keine Eile; er ging ganz langsam, schier, als ob er sich gefürchtet hätte, zu finden, was er suchte. Man kommt auch mit langsamem, schwankendem Schritt zum Ziele: Da stand unter den niederen Häusern eines, das groß war und stattlich, nicht aufdringlich, eher anmutig und freundlich wie ein Landsitz, der vor langen Zeiten einem großen Herrn zur Kurzweil gedient hatte, wenn er ausruhen wollte von den Anstrengungen der Machtausübung. Die Inschrift freilich, die das große Tor trug, war wenig anmutig. »Spitalseingang« stand dort in großen Buchstaben.

Der fremde Mann in der stillen Gasse zuckte ein bisschen zusammen, als er zu dem Hause gelangte und die Inschrift las. Und er ging ein bisschen schneller; deutlicher merkte man das Nachschleppen des rechten Fußes. Er ging an dem Hause vorüber, weiter in der stillen Gasse, die ins Freie führte zu Wiesen und zum Wald. Der Mann konnte nicht in den Wald gehen, in den ruhigen, weiten, freien; er konnte es gestern nicht, er durfte es heute und morgen nicht.

Er gehorchte dem Zwang, der in ihm war und ihn unsichtbar umgab, und ging zurück zu dem Hause, das wie ein alter, freundlicher Landsitz aussah und die Inschrift »Spitalseingang« trug.

Ein blondes Mädchen stürmte aus einem Hauseingang, verfolgt von einem strahlenden Burschen. Es kreischte und lief blind in sorglosem Ungestüm. Und stieß mit dem Manne zusammen, der in der Gasse ging. Er taumelte, suchte Halt an einem Gitter und sah in das heiße, junge Gesicht. Das Mädchenlachen erlosch. Da kam schon der Bursche, nahm heftig den Arm des Mädchens und führte es die Gasse entlang den Wiesen und Sträuchern zu. Und

das Mädchenlachen erfüllte wieder die Gasse und kam zurück zu dem Manne, der noch beim Gitter stand und der freien, unbekümmerten Jugend nachsah, die es eilig hatte, seinem Blick zu entrinnen. Noch ein Weilchen stand das Jugendlachen in seinem Ohr, ward schließlich misstönend, verzerrt und verließ ihn.

Dann stand er wieder vor dem freundlich-ernsten Landsitz. Er maß das Haus mit langem Blick und suchte die Mauern zu durchdringen und des Hauses Geheimnisse zu erforschen.

Er sah eine Tafel, auf der geschrieben stand, dass die Kranken der ersten und zweiten Klasse täglich von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends und die Kranken der dritten Klasse an vier Tagen der Woche von zwei bis vier Uhr nachmittags Besuche empfangen dürfen. Eines wusste er nun: Es war Ordnung hinter dem braunen Tor. Da freute er sich in der schönen Erkenntnis, dass die Menschen Ordnungssinn haben und ihn überall, wo sie nur können und es für nötig halten, betätigen. Nur die große Welt, in der sie alle, die Brüder und Schwestern, die Klassen und die Rassen und die Völker, nebeneinander leben müssen, ist noch ein wenig in Unordnung. Da nützen selbst die Tafeln mit der Einteilung für die Menschen der ersten und zweiten und die Menschen der dritten Klasse nicht viel. Aber einmal, irgendeinmal wird schon der schöne, immer wache, immer tatenbereite Ordnungssinn der Menschen Ordnung schaffen, überall, in den Städten, in den Ländern, in der ganzen, großen, schönen Welt. Heute wollte er zufrieden sein in dem Bewusstsein, dass Ordnung war hinter dem stattlichen braunen Tor.

Und der fremde Mann in der stillen Gasse versuchte, ein wenig zu lächeln; es ward aber ein verzerrtes Grinsen, bei dem der rechte Mundwinkel tiefer hing als der linke.

Da tat sich die kleine Pforte auf, die neben dem großen braunen Tore war, ein kleiner, dicker Mann mit einem Käppchen auf dem Kopfe kam heraus und sagte mit beflissener Freundlichkeit: »Guten Tag, Herr, wollen Sie zu uns kommen? Bitte, gehen Sie nur weiter!« Seine Hand wies höflich einladend den Weg.

Ein kleiner Schauer lief über die lange, schmale Gestalt des Mannes, aber es war der Zwang in ihm und um ihn, der Zwang, der ihn oft begleitet hatte in stillen Gassen und auf breiten, lärmenden Straßen und Plätzen. Und er ging durch die Pforte und bückte sich ein wenig, weil sie nieder war.

Sorgsam schloss der freundliche Türhüter die Pforte der Nervenheilanstalt und geleitete, immer ruhig-höflich, den fremden Mann wie einen Gast. Er führte ihn in eine große, helle Vorhalle, wo Menschen auf Sesseln, Bänken und in Rollwägelchen saßen und warteten. Heinrich Reinegg setzte sich zu ihnen und begann zu warten wie sie. Es ist gleichgültig, dachte er, wo man wartet. Irgendwo, irgendwie warten wir immer.

Sie musterten den Neuen neugierig, fast wohlwollend. Und tuschelten. Eine Frau kam in blauer Schwesterntracht, groß und ernst, und half einem Mädchen, das im Rollstuhl saß, beim Aufstehen. Das Gesicht des Mädchens war fein und schmal und lächelnd. Indes: Das Leid schien im Kampf mit der Heiterkeit zu liegen. Das Mädchen stützte sich auf zwei Stöcke, die am Ende einen Gummibelag hatten. Schon hatte es sich aufgerichtet, da rutschte ein Stock auf dem glatten Boden, und das Mädchen fiel mit einem leise klagenden Ruf zu Boden. Heinrich Reinegg, der zunächst saß, half der Schwester, das Mädchen auf die Beine zu bringen. Es war kein schweres Bemühen; unheimlich leicht war dieser Mädchenkörper. Das Mädchen sah dankend in die großen, dunklen, starren Augen des fremden Mannes; es erschrak nicht wie die Frauen draußen vor dem braunen Tor; es lächelte wieder: heiter und ein wenig leidvoll.

Nun stand das Mädchen wieder auf den schmalen Füßen und musste gehen. Es setzte zaghaft den linken Fuß vor, schnellte den rechten ein wenig in die Höhe und dann nach vorne und zur Erde. Dann waren zwei Schritte getan. Die Schwester führte das Mädchen langsam und geduldig zu einer weißen Türe. Heinrich Reinegg dachte einen Augenblick an die zierlichen, sicheren,

leichten Schritte der Frauen und Mädchen, die draußen in der Gasse gingen.

»Die wird nicht mehr tanzen«, sagte ein Mann, der über dem linken Auge eine schwarze Binde trug; sie verdunkelte sein hageres Gesicht. Niemand antwortete.

Eine alte Frau schüttelte den kleinen grauen Kopf. Es war eine ganz leichte, missbilligende Bewegung. Sie erfolgte in regelmäßigen, kleinen Zeitabständen. Warum sollte sie nicht den Kopf schütteln, dachte Heinrich Reinegg, es ist ganz natürlich, dass sie es tut.

Unwillig sah die alte Frau den Mann mit der schwarzen Binde an. Sie beugte sich zu dem jungen Mann, der gleichgültig neben ihr saß, und begann zu flüstern. Der junge Mann sagte ruhig: »Reg dich nicht auf, Mutter, warum regst du dich auf? Es steht nicht dafür.« Teilnahmslos ging sein Blick über den Raum, über die Menschen und Gegenstände.

Ein paar Augenblicke lang blieb er an den Händen eines kleinen, schwarzhaarigen Mädchens haften, die ohne Unterlass in einem Buche blätterten. Aber als das Mädchen seinen Blick fühlte und ihn ansah, wendete er sich unbewegt ab.

Der Mann mit der schwarzen Binde litt unter der hämischen Stille. Er verstand nicht, warum sie nicht antworteten. Seine Stimme hatte einen ganz kleinen Bruch, als er sagte: »Sie ist Tänzerin. Tänzerin von Beruf.« Und sein rechtes Auge blickte unruhig nach der Tür, hinter der die Tänzerin war.

Da folgten sie alle, ein wenig betroffen, dem Blicke seines rechten Auges.

Und sahen alle nach der weißen Tür. Dann begann die alte Frau wieder, den Kopf zu bewegen, leise und ein wenig missbilligend. Ihr Sohn sah gleichgültig nach der Uhr. Das schwarzhaarige Mädchen blätterte wieder in dem Buche.

Aber plötzlich legte die Schwarzhaarige das Buch mit einem kleinen Knall auf den Tisch, wendete ihr kleines Mädchengesicht dem Manne mit der schwarzen Binde zu und sagte mit einigem Nach-

druck: »Vor sechs Wochen konnte ich auch nicht gehen. Jetzt kann ich schon wieder gehen. Bald werde ich hinausgehen. Bald werde ich wieder wandern. Vielleicht schon in einer Woche. Jetzt werde ich es gleich hören, wann ich hinausgehen darf.« Sie sah zum Fenster und dann zur weißen Tür. »Ja. Und die Tänzerin wird schon auch wieder gehen können. Und tanzen, ja, vielleicht wird sie sogar tanzen können.« Da brach sie ab. Und alle wussten, dass sie in ihren Gedanken hinzufügte: Und wenn sie auch nicht tanzen kann –! Die Tänzerin!

Die alte Frau vergaß, den Kopf zu schütteln; es war ein leichter, freudiger Schimmer in ihrem grauen Gesicht. »Sei still, Mutter«, murmelte gleichmütig ihr Sohn, »sei still, es steht nicht dafür.« So nahm er ihr das Wort, ehe sie es sprechen konnte.

Der Mann mit der schwarzen Binde sah zornig mit dem rechten Auge das schwarzhaarige Mädchen an. »Das ist etwas ganz anderes bei Ihnen«, sagte er, »was hat Ihnen gefehlt? Sie haben etwas ganz anderes. Was wollen Sie sagen? Sie werden wieder gehen. Wer weiß, wohin Sie gehen. Aber diese Frau – sie wird nicht mehr tanzen können.« Seine Stimme war noch ein wenig brüchiger. Er hatte zu viel und zu lange gesprochen. Nun schwieg er. Und rückte die schwarze Binde zurecht. Die große, ernste Schwester öffnete die weiße Tür und führte die Tänzerin heraus. Behutsam setzte die Tänzerin den linken Fuß vor, dann hüpfte der rechte in die Höhe und nach vorne und zur Erde. Und seltsam schwang der leichte Körper der Tänzerin mit. So kam sie hüpfend und tanzend zum Rollwägelchen. Lächelnd sah sie Heinrich Reinegg an, der versunken saß.

Der einäugige Mann, der der hilflosen Tänzerin Ritter sein wollte, machte sich erbötig, sie fortzuführen. Aber da stand schon einer im weißen Kittel, der ihn zur Seite schob und sagte: »Gehn S' weg! Dazu bin ich da.« Er war dazu da, Lasten zu führen, und es war ihm gleichgültig, ob es lebende, leidende oder tote waren.

Ein Sonnenstrahl fiel in den Raum und blieb haften am roten Haare der Tänzerin. Und das Haar leuchtete. Aber der Rollwagen

fuhr weiter, und der Sonnenstrahl fiel zu Boden, wo ein weißer, glutender Fleck entstand.

Wieder öffnete die ernste Schwester die weiße Tür. Und Heinrich Reinegg ging hinein. Er zauderte ein wenig, aber er musste gehen. Oft hatten sich weiße und graue und schwarze Türen vor ihm geöffnet. Oft hatte er gezögert und war doch gegangen, weil er musste.

Eine Frau saß an einem Schreibtisch und sah, ruhig forschend, Heinrich Reinegg entgegen. Warum eine Frau?, dachte er. Was macht ein Mann, wenn er einer Frau begegnet? Er macht eine Verbeugung, die linkischer und unschöner ist, als wenn er sie vor einem Manne machte, und dann sieht er, nicht geradeaus, eher von der Seite her, ob sie jung oder hübsch ist und welche Farbe ihre Haare haben. Oft dauert es, zu seiner Freude oder zu seinem Schaden, lange, bis er den Menschen entdeckt.

War dieser Weg nun leichter oder schwerer, weil dort eine Frau saß? Aber die Frau trug einen weißen Mantel. Der verbarg die Frauengestalt, der verbreitete Unparteilichkeit; der weiße Mantel entschied in diesem Raum.

In ärztlichen Zimmern ist immer irgendetwas Geheimnisvolles. Da ist ein Ruhebett, das nicht der Ruhe dient, da sind Glaskästen mit glitzernden Dingern, die dich irgendwie feindselig ansehen. Da ist einer, der sich anschickt und berufen ist, zu erforschen, was im Kopf oder in der Brust oder im Bauch anders ist, als es nach den Gesetzen, die er kennt, zu sein hat. Heinrich Reinegg dachte an einen Uhrmacher, der die Uhr schüttelt und ihre Rädchen lange und scharf durch eine Lupe ansieht, ehe er an die Arbeit geht, und an einen Mechaniker, der den Motor eines Kraftrades in Tätigkeit setzt und mit scharfem Ohr zu erforschen trachtet, ob er unregelmäßig klopft oder Nebengeräusche hat. Aber waren das nicht törichte Gedanken? Menschen sind keine Uhren und keine Krafträder, und Ärzte können nicht Uhrmacher und Mechaniker sein.

Ein Arzt, ein junger Mann mit einer großen Glatze, kam in das Zimmer. Er sah Heinrich Reinegg flüchtig, gleichgültig an. Dann beachtete er ihn nicht mehr. Er sprach kurz mit der Frau im weißen Mantel über einen »Fall«. Einige Fachwörter, hinter denen Gesunde wie Kranke immer etwas Drohendes wittern, schwirrten durch das Zimmer. Dann ging der Arzt.

Die Frau schrieb Heinrich Reineggs Namen und Alter auf einen gelben Papierbogen. Dann tauchten ihre Augen, die sich hinter einer schlichten Brille zu verbergen suchten, in sein Gesicht.

»Erzählen Sie«, sagte sie, »warum Sie zu uns geschickt wurden?«

Es schien Heinrich Reinegg, dass ihre Stimme gut klang und warm und freundlich war und ihre Frage nicht der geschäftsmäßigen Gewohnheitsfrage eines Uhrmachers glich. Aber sie besiegte sein Misstrauen nicht, das immer wach und auf der Lauer war.

Er saß verschlossen.

»Warum?«, sagte er, »ich hatte keine andere Wahl.« Sie wurde nicht ungeduldig. Nicht sogleich. Sie fragte weiter: »Waren Sie krank?« Es ist nett, dachte er, dass sie von der Vergangenheit spricht und nicht vom Augenblick. Ein bisschen spöttisch, kaum merklich, zuckten seine Lippen.

Krank? Ja, ja, er war krank. Viele waren es in der Zeit, in der er daniederlag. Und nicht alle, die krank waren, lagen danieder wie er. Im Gegenteil: Sie waren sehr tätig und glaubten an ihre starke Gesundheit. Aber da fiel ihm ein, dass es gerade als Krankheitszeichen gelten könnte, wenn er andere für krank, für noch kranker hielt. Und er sprach den Gedanken nicht aus.

Krank? Ja, ja, er wollte schon berichten. Er wollte gewiss nicht unhöflich sein. Nicht, weil sie eine Frau war. Das machte vielleicht das Reden noch schwieriger. Aber vielleicht, weil sie nicht wie eine Uhrmacherin fragte.

Er sprach langsam und karg. Und vieles von dem, was nun durch sein Gehirn zog, sagte er nicht.

Krank? Es gab – zu allen Zeiten – Diktatoren, die krank waren und Diktatoren geworden sind, weil sie krank waren.

War nicht die Welt krank? Ihre Wirtschaft, ihre Ordnung? War nicht die Menschheit von Fieberschauern geschüttelt, seit zwanzig Jahren oder länger? Waren nicht ihre Nervenstränge schmerzhaft entzündet, überreizt? Hat nicht ein krankes Gehirn alle Hemmungen ausgeschaltet, sodass gefährliche Tollheiten verübt wurden sonder Zahl, vor denen kein Gitterbett Schutz gewährte? Es gab Doktoren, die, wie es auch in der Medizin vorzukommen pflegt, selbst an den Krankheiten litten, die sie heilen wollten. Es gab andere, die die Zahl der weißen Tafeln mit den Vorschriften für die erste und zweite und für die dritte Klasse vervielfachen wollten und die die Tafeln als Heilmittel priesen.

Es gab Scharlatane, die sich, mit bunten Mänteln angetan, auf Marktplätze stellten und ihre Kunst ausriefen und vorgaben, dass sie, wie die Quacksalber in alten und neuen Zeiten, nur ein Fläschchen mit einer gewissen Flüssigkeit anzusehen brauchten, um die Krankheit zu erkennen und sie heilen zu können; diese hatten den größten Zulauf. Und es gab ernste Doktoren, die die Krankheitszeichen sahen und sie eifrig bekämpfen wollten, aber ihre Ursachen nicht fanden oder nicht finden wollten, weil sie Angst hatten vor der Diagnose und den Folgerungen, die sie aus ihr hätten ziehen müssen.

Heinrich Reinegg war versucht, die Frau, die weiße Frau, die da vor ihm saß, zu fragen, ob auch die medizinische Wissenschaft glaube, dass man, indem man Krankheitszeichen vorübergehend mildere, die Krankheit beseitigen könne. Er tat es nicht. Vielleicht hätte sie auch das als ein Krankheitszeichen gewertet. Er sollte endlich von seiner eigenen Erkrankung sprechen.

Heinrich Reinegg sah an der Frau vorbei. Bilder kamen in das kleine, ärztliche Zimmer und gingen. Bilder aus der kranken Welt, die vor der kleinen Pforte der Anstalt, durch die er gebückt gegangen war, begann. Eine Zelle kam. Zwei Eisenbetten standen mit Strohsäcken, die schwarz waren, mit Decken, die starrten. Ein Ofen stand, der kalt war. Ein Tisch wackelte. Ein Kübel stank. Eine hölzerne Wand, die um den Kübel war, krachte zu Boden. Heinrich

Reinegg stellte die Wand auf und las die Inschriften, die eingekritzelt waren. Sie fluchten, beteuerten Unschuld, klagten an. Sie lobten die Freiheit. Und die Liebe. Das Lob auf die Liebe war durch Zeichnungen ergänzt. Auf die Art haben die Menschen schon in ihren Höhlen in eisgrauen Vorzeiten die Liebe gepriesen.

Ein Mann lag auf einem Strohsack und wehklagte: »Ich werde ein Verbrecher. Da werde ich ein Verbrecher.«

Ein Schloss polterte. Ein eiserner Riegel rasselte. Eine Tür knarrte. Eine Uniform kam und schrie den Mann auf dem Strohsack an: »Ziehen Sie die Schuhe aus!«

Heinrich Reinegg grinste. Heinrich Reinegg humpelte durch das Gemach. Der rechte Fuß versagte, schmerzte, quälte. Ein Arzt kam, schüttelte das Haupt und ging rasch.

Ein Schloss polterte. Ein eiserner Riegel rasselte.

Ein Lautsprecher spielte. Ein Mann stand auf dem Strohsack und lauschte. Eine Frauenstimme kam leise und zaghaft aus der Ferne. Eine Frauenstimme.

Zwei Männer lagen auf schwarzen Strohsäcken. Sprachen. Schwiegen. Fragten: Wie lange? Hofften. Zerschlugen die Hoffnung. Rauchten. Rauchten ohne Unterlass. Teilten Zigaretten. Waren Freunde und Kameraden. In der Zelle.

»Es gibt Menschen, die es immer mit den stärkeren Bataillonen halten«, höhnte Heinrich Reinegg, »sie liegen nie in Zellen.«

»Ja«, stöhnte sein Freund auf dem Strohsack, »ja, und ich – ich werde morgen dem Kerkermeister sagen, er soll mir irgendeine Arbeit geben. Ich ersticke. Da werde ich ein Verbrecher.«

»Du wirst keiner. – Aber genügt es dir nicht, den Kübel auszutragen?« Man denkt noch lange an jedes Wort, das man in der Zelle spricht und das zu einem geredet wird, dachte Heinrich Reinegg, als er im kleinen, hellen Raum vor der Frau im weißen Mantel saß.

Bilder kamen. Und gingen.

Ein Schloss polterte. Eine Tür knarrte. Ein Auto stand fahrbereit. Heinrich Reinegg humpelte. Bewaffnete begleiteten ihn. Ein

Auto fuhr. Auf Straßen, die herrlich verschneit waren, durch Dörfer, die er kannte, durch Wälder, die er liebte.

Eine Zelle kam, ein Richter kam, ein Arzt kam. Und Stunden gingen hin und Nächte, langsam, als wären es Ewigkeiten gewesen.

Und einmal, einmal kam ein Tag. Heinrich Reinegg stand in der lauten Straße einer Stadt, hart auf seinen Stock gestützt. Wagen fuhren. Menschen gingen. Frauen lächelten. Männer arbeiteten. Für sie war es ein Tag wie gestern.

Frei! Frei?

Die Frau am Schreibtisch sah vor sich hin und hörte zu, und öfters schrieb sie rasch ein paar Sätze auf den gelben Papierbogen.

»Was schreiben Sie da?«, fragte Heinrich Reinegg unwirsch.

Sie lächelte. »Nichts Besonderes. Nur ein paar Bemerkungen über die Krankheit des rechten Beines. Das ist jetzt besser, nicht wahr? Aber was ist mit dem Kopf?«

Kopf? Eine heikle Angelegenheit. Je schiefer ein Kopf sitzt, desto fester ist sein Träger überzeugt, dass alle anderen Köpfe schief sind und er seinen eigenen hoch und gerade trägt.

Bilder kamen.

Es stand ein Mensch im Nebel einer kranken Welt. Fühlte Abgründe. Konnte nicht nach vorne und nicht nach rückwärtsgehen. War getreten und gedemütigt. War hungernd. Dachte an sein Leben und lächelte in den Nebel hinein voll Ingrimm und Hohn. Denn da war immer eines, war immer dasselbe, Unentrinnbare: Niederung, Klettern an der Wand und Rückfall. Da war eine Kindheit ohne Lachen, eine Mutter, die er liebte und die starb, weil Mütter, die hungern und leiden, frühzeitig an Tuberkulose sterben müssen. Da war ein mühsamer Aufstieg. Er nahm andere bei der Hand und half ihnen klettern. Helfen! Helfen! In jeder Frau, die ein Kopftuch trug und voll Mühsal ging, sah er die Mutter. Und half! War froh. Für Augenblicke. Kletterte. Rutschte. Kletterte.

Rutschte!

Stand im Nebel. Rief. Viele standen im Nebel und riefen. Er hörte sie nicht, er sah sie nicht. Aber er litt mit ihnen, und sie litten

mit ihm. So kam zu seinem kleinen Schicksal das Leid vieler, die im Nebel irrten, und drückte ihn, sodass er auf die nasse Erde fiel im Nebel des Tales.

Bilder kamen.

Ein Mann lag im Bett. Gegenstände wogten: der Tisch, Bilder. Eine Pflanze stand auf dem Kasten. Zwei Pflanzen, die eine waren. Eine Pflanze, die doppelt war. Wenn der Mann ein Auge schloss, sah er eine Pflanze sich erheben. Wenn er beide öffnete, waren es zwei, die im scharfen Abstand voneinander standen. Ein Mann kam. Er hatte zwei Köpfe und zwei Krawatten. Ein Arzt hielt einen Daumen in die Höhe. »Sind es zwei, oder ist es einer?« Es waren zwei. Der kranke Mensch im Bett aber dachte schwer und sagte: »Es ist einer.« Seine Hand griff nach einem Glas, einem Löffel und fand das Ziel nicht.

Der Mensch Heinrich Reinegg erbrach. Er freute sich ein wenig; das hielt er für natürlich und vernünftig.

Ein Arzt rief voll Sorge: »Nicht rauchen! Er darf nicht rauchen! Es kann die Katastrophe sein.« Heinrich Reinegg hörte es undeutlich; es gefiel ihm sehr, dass jener »Katastrophe« sagte.

Ein anderer Arzt aber kam und sagte: »Geben Sie ihm, was er will!« Er ärgerte sich, weil die Taschenlampe, mit der er dem Kranken in die Augen leuchten wollte, streikte. Er befahl: »Sagen Sie: Gletscherrelief!«

Heinrich Reinegg war entschlossen, es zu sagen. Ein neuer Befehl: »Strecken Sie die Zunge heraus!« Heinrich Reinegg tat es gefügig; warum sollte er nicht die Zunge in die Welt strecken? Sie wich aber nach rechts.

Ein Priester kam, war freundlich und fürsorglich und sagte: »Die Kirche trifft keine Schuld.«

Und Stunden kamen, wo nichts war als Nebel und das dumpfe Verwundern in Heinrich Reinegg über die Zähigkeit seines flackernden Lebens.

Menschen kamen und beteten. Bauern ließen Messen lesen. Frauen wehklagten, die alt waren und arm. Männer gingen Stun-

den und Stunden über Straßen und Steige um eines Grußes willen. Und es gab andere, wenige, die Freude äußerten über die nahende »Katastrophe«.

Heinrich Reinegg aber straffte den zagenden Leib und erhob sich von der nassen Erde. Stand wieder im Nebel des Tales. Und versuchte, tastend und schwankend und langsam, zu gehen.

Die Frau am Schreibtisch sprach und verscheuchte die Bilder.

»Bitte gehen Sie jetzt ins Nebenzimmer, und ziehen Sie sich aus bis auf die Unterwäsche! Dann kommen Sie wieder!«

Es war ihm nicht klar, ob das nun natürlich war oder nicht. Aber der weiße Mantel entschied in diesem Raum. Er ging und kam in Unterhose und Hemd zurück. Legte sich auf das Ruhebett, das nicht der Ruhe diente. Die Frau stach mit einer feinen Nadel in den Kopf, links und rechts, wie wenn sie das Schicksal darstellen wollte, und fragte nach dem Unterschied der Empfindung. Sie ließ ihn die Augen schließen und die Hände ausstrecken. Sie bat ihn, ihre Hand zu drücken. Er fragte spöttisch, wie viel Hände sie täglich drücken müsse. Auf ihr Geheiß ging er im Zimmer auf und ab. In Unterhose und Hemd. Den rechten Fuß schleppte er ein bisschen nach. Das ist lieblich, dachte Heinrich Reinegg, ein Mann in Unterhose spaziert vor einer Frau. Aber sie trug ja einen weißen Mantel, der die Frau verbarg. Für sie war der Mann in Unterhose offenbar weder eine liebliche noch eine unliebliche Erscheinung, sondern er gehörte in den Raum wie die ihres Gehäuses entkleidete Uhr in die Uhrmacherwerkstätte. Aber nein. Es gab doch Unterschiede. Zum Beispiel die: Der Uhrmacher entkleidet die Uhr in der Werkstätte, der Mann ging ins Nebenzimmer aus- und anziehen. Heinrich Reineggs Gesicht war versunken und finster wie immer, aber in ihm war der leichte Spott, mit dem er sich selbst oft bedachte, den er hegte in bösen und scheinbar freundlichen Stunden wie einen Schutz; vielleicht war es nur ein Trug an sich selbst.

Als der Mann wieder in ordentlichen Mannskleidern stak, fragte die Frau: »Wie steht es mit der Lunge?«

Er zeigte einen Zettel, auf dem ein ärztlicher Bericht verzeichnet war. Der junge Arzt mit der großen Glatze kam in diesem Augenblick, besah den Zettel und meinte kühl: »Wir sind ja keine Lungenheilstätte, das ist wohl ein Irrtum.«

»Nein, nein«, sagte die Ärztin, »es ist kein Irrtum, er gehört schon zu uns.«

Es ist schön, dachte Heinrich Reinegg, nun bin ich wohl endlich dort, wohin ich gehöre.

Immer seltener werden in dieser Welt …

(undatiert)

Immer seltener werden in dieser Welt der selbstverständlichen Tatsachen und der errechenbaren Konsequenzen die merkwürdigen Schicksale, denen man, wenn man den überlieferten Erzählungen glauben will, vor Jahr und Tag auf Schritt und Tritt hat begegnen können. Immerhin offenbaren sich auch heutzutage dem sorgfältigen Sucher besonderer Menschen und Fügungen von Zeit zu Zeit gewisse Ereignisse, die nicht von einer blinden Willkür geformt zu sein scheinen, sondern von irgendeiner literarischen Gewalt, die das Schicksal der Welt manchmal zu lenken scheint.

Unter den Menschen, die in meiner unmittelbaren Nähe gelebt haben, hatte wohl keiner ein so merkwürdiges, so heiter-tragisches, so gewollt-ungewolltes Schicksal gehabt wie der Mann, von dem ich in den folgenden Blättern zu erzählen gedenke und dessen Familiennamen ich sorgfältig verschweigen will, nicht nur weil sein Träger noch heute zu meinen Bekannten gehört, sondern auch weil ich überzeugt bin, dass ihm noch ein besonderes, ein unerwartetes, ein seltsames Geschick bevorsteht, dessen Gang ich durch die grobe Nennung einer groben Realität zu stören fürchte.

Am 3. November des Jahres 1918 fasste Heinrich P. den Entschluss, sein tägliches Brot mit der Schriftstellerei zu verdienen.

Es war einer jener ersten Tage der Revolution, in denen man zu wissen glaubte, dass der Einzelne zwar auf den großartigen Lauf der öffentlichen Dinge keineswegs einen Einfluss zu nehmen imstande sei, wohl aber in irgendeiner Weise zu ihnen in eine bestimmte Stellung zu treten habe. Heinrich P. war wie die vielen Millionen in den Krieg gegangen und wie nur wenige heil und gesund aus dem Krieg zurückgekommen. Aus einem Offizier der

österreichischen Armee war er durch den Zusammenbruch der Monarchie plötzlich ein ziviler Staatsbürger des neuen tschechischen Staates geworden.

Am 1. November 1918 war er in seine Heimatstadt Brünn zurückgekehrt. Alles, was er da sah, die Revolution in der kleinen Hauptstadt des ehemaligen Kronlandes, den Umherzug der Militärkapelle, die in den alten kaiserlichen Uniformen jetzt ein neues nationales Revolutionslied spielte, die tschechischen Mannschaften, die von den Mützen der Offiziere die alten Kokarden herunterrissen, die törichte Freude der befreiten Nation, schien Heinrich P. einer akuten literarischen Formulierung zu bedürfen und eines literarischen Formers. Passiv, wie er von Natur war, erlebte Heinrich P. diese Revolution bereits aus einer Art historischen Perspektive. Er bildete sich ein, »Studien zu machen«, und die rasche Buntheit der Ereignisse ließ ihm keine Zeit, sich über sein privates Schicksal und seine nächste Zukunft Sorgen hinzugeben. Nur weil es die anderen in die Stadt heimgekehrten Offiziere ebenfalls taten, ging er eines Morgens zur Kommandantur, in der man schon Tschechisch sprach, jene zweite Landessprache, die ihnen beinahe so geläufig war wie ihre deutsche Muttersprache. Man sagte ihm, dass die neue Regierung es ihm freiließe, in die neue Armee einzutreten, in der man Offiziere brauchte. Er erklärte, es sich noch überlegen zu wollen, bekam sein letztes Monatsgehalt ausbezahlt und verlangte eine Marschroute nach Prag. Dann ging er auf den Bahnhof, bestieg den Zug, suchte in mechanischer Gewohnheit nach einem Platz in der zweiten Klasse, musste feststellen, dass der Zug aus lauter Wagen dritter Klasse bestand und nahm schließlich auf einer der vielen gelben und harten Bänke Platz, die von sogenannten Mannschaftspersonen zum größten Teil besetzt waren.

Unterwegs erlebte er noch eine jener fliegenden und plötzlichen Untersuchungskommissionen, die im ersten revolutionären Eifer nach Gleichgültigem, ja sogar Überflüssigem, Beschäftigung suchend, die gleichgültigen Züge zu kontrollieren pflegten, in denen nichts zu kontrollieren war. Und als hätte es erst der tschechischen

Sokol-Uniform und der Untersuchungskommission bedurft, Heinrich P. in die neue Wirklichkeit zurückzurufen, und als hätte ihn erst eine ganz deutliche unzweideutige Änderung einer Äußerlichkeit auf die Veränderung seiner privaten Situation aufmerksam gemacht, begann Heinrich P. erst jetzt, an seine nächste Zukunft zu denken und sich mit den materiellen Sorgen zu beschäftigen, die zweifellos bald seine Existenz zu bedrohen anfangen sollten.

Noch hatte er Geld. Ein paar tausend Mark hatte er von dem Offiziersgehalt sparen können, nun begann er, sich Vorwürfe zu machen, dass er das Angebot, in die neue Armee einzutreten, nicht angenommen hatte. Was konnte ein Mensch von seiner Passivität in dieser offenbar sehr aktiven Zeit beginnen? Er trieb sich, das fühlte er, an der Peripherie, nicht im Zentrum der Ereignisse herum, und er war ebenso weit davon entfernt, sie zu bestimmen, wie von ihnen bestimmt zu werden. Vorausgesetzt, dass er das Talent besaß, sie zu beschreiben, wollte er versuchen, sich mit ihnen von jener Perspektive aus auseinanderzusetzen, die allein dem Schriftsteller angemessen ist, aber – – – – wusste er, dass er die Fähigkeit besaß zu schreiben? Der Rektor seines Gymnasiums fiel ihm ein, der für das Stadtblatt Theaterkritiken zu schreiben pflegte. Lebte der alte Ritter von Hauer noch? Heinrich P. kam auf dem Bahnhof in Prag an, wurde von einem Soldatenrat empfangen, ließ seine Papiere prüfen und erlebte die ehrliche Freude, in dem Kommandanten des Soldatenrates den alten Pedell seines Gymnasiums zu erkennen. Er fuhr in die Wohnung seiner Tante.

Sie gehörte zu jener Art von Verwandten, die das Wiedersehen mit männlichen Mitgliedern der Familie ebenso zu einer freudigen Begeisterung anregt wie zu Wehklagen über die miserablen Zeiten. Heinrich P. schenkte ihr das Geld, was sie im Augenblick zu brauchen vorgab, und ging in die Stadt. Er begab sich zum alten Rektor Hauer, feierte mit diesem ein ebenso sentimentales wie durch die Fülle und die Plötzlichkeit der politischen Ereignisse gestörtes Wiedersehen und bekam eine Empfehlung an die Redaktion des

Tagblattes. Dort lieferte Heinrich seine niedergeschriebenen Revolutionserlebnisse ab. Am nächsten Tag erschien der Artikel, und es war Heinrich, als er ihn las, als hätte er die Revolution, die Heimfahrt, die Erlebnisse auf den Bahnhöfen erfunden. Er misstraute sich selbst. Es schien ihm, dass er die Begeisterung sowohl als auch die Verwirrung übertrieben dargestellt hätte und dass zwischen der Wirklichkeit dieser Revolution und seiner Darstellung der Unterschied mindestens so groß geblieben war wie zwischen dem Krieg und ihr. Er hatte von Betrunkenen und Taumelnden geschrieben und in Wirklichkeit doch nicht mehr Betrunkene und Taumelnde gesehen als etwa an einem Sonntagnachmittag zu Friedenszeiten.

Während er noch also über seinen Artikel nachdachte, meldete sich ein Mann bei ihm, der sich als Detektiv legitimierte und ihn zu einem Herrn Dr. Slama in die Polizeidirektion führen zu müssen behauptete. Dr. Slama war der Zensor der neuen Regierung. Es erwies sich, dass er nur die Bekanntschaft Heinrich P.s hatte machen wollen und vielleicht auch den Versuch, den von ihm offenbar für begabt erachteten Verfasser für die tschechische Regierung ebenso gewinnen zu wollen, wie er selbst, ein alter Beamter der Monarchie, gewonnen worden war.

Dieser Versuch, Heinrich P. für das neue, sogenannte Staatsvolk zu erobern, blieb ohne Ergebnis; nicht etwa deshalb, weil Heinrich P. ein überzeugter Angehöriger der deutschen Nation gewesen wäre, sondern weil er, den Gesetzen seiner Natur gehorchend, jede Handlung zu vermeiden entschlossen war, die ihm irgendeine Verpflichtung zur Aktivität auferlegt hätte. Hätte er, im Gegenteil, überhaupt über die momentane Situation des deutschen Teiles der Bevölkerung nachzudenken vermocht, so wäre er zu dem Resultat gekommen, dass sein persönliches Bekenntnis zur deutschen Nationalität seiner natürlichen Neigung zur Passivität am ehesten entgegengekommen wäre. Aber Heinrich P. dachte zu jener Zeit nicht übermäßig viel. Seine eigene Situation wie die der Gesamtheit erschien ihm für seine Bedürfnisse viel zu kompliziert. Und, bequem wie er war, beschloss er, in eines jener friedlichen Länder zu gehen,

in dem die politischen Konflikte seit Jahrhunderten beigelegt erschienen und der Friede den in ihnen wohnhaften Individuen für alle Zeiten gesichert.

Er fuhr also mit dem Rest seines Geldes in die Schweiz, setzte sich vorläufig in Zürich fest und begann, lediglich aus einer sittlichen Verpflichtung, irgendetwas zu tun, Artikel für deutsche Zeitungen zu schreiben. Seine Einnahmen blieben gering, seine Ausgaben verringerten seinen Besitz, bis er eines Tages, es war etwa Juni 1919, in die Lage geriet, seine Miete nicht bezahlen zu können.

Offenbar aber wacht irgendein gnädig-ungnädiges Schicksal über gewissen jungen Männern, und, so banale Auswege es auch weisen mag, es führt seine Günstlinge dennoch ein Stück weiter und bewahrt sie vor den viel zu frühen Katastrophen, die es uns unmöglich machen würden, bestimmte Geschichten weiterzuerzählen. Banal, wie derlei Schicksale schon zu sein pflegen, ist auch die Fügung, die in das Haus der Vermieterin Heinrich P.s eine ihrer jungen Nichten führt und in der ältlichen Frau den selbstverständlichen Wunsch nährt, das Mädchen in eine Beziehung zu ihrem einzigen Mieter zu bringen. Wie leicht aus einer so banalen Situation eine fatale für den betroffenen Mann wird, weiß der Leser, und also bleibt es uns erspart, Heinrich P. darzustellen, wie er von einem trügerischen Affekt gezwungen wird zu lieben und von einem echten Instinkt, einer bürgerlichen Existenz zu entfliehen. Vielmehr begnügen wir uns mit der Mitteilung von der plötzlichen Ankunft eines Briefes an die Adresse Heinrichs, eines Briefes, dessen Wortlaut wir im Folgenden wiedergeben:

> Lieber Freund,
> unlängst hatte ich das Glück, Deinen Namen in einer Zeitung zu lesen, und ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit an die Wochen und Monate, die wir zusammen im Feld zugebracht haben. Ich bin nach dem Zusammenbruch der Monarchie nach Deutschland übergesiedelt, lebe in Berlin

als Rechtsanwalt, habe geheiratet (und reich geheiratet), bin Syndikus im Konzern meines Schwiegervaters und höre nicht ohne Staunen, dass Du in Zürich lebst. Eine Wehmut, die Du vielleicht lächerlich finden wirst, veranlasst mich, Dir zu schreiben. Meine Frau und ich, wir fahren in der nächsten Woche nach Marseille und möchten Dich mitnehmen. Telegrafiere uns, ob Du am Dienstag, den 28. Juli, uns in Basel am Bahnhof um 2 Uhr nachmittags erwarten kannst.

Dein Freund Otto Reichhardt